

Der Westpreuße

Begegnungen mit einer
europäischen Kulturregion



UNSER
DANZIG

75. Jahrgang Heft 4 Winter 2023 € 9 (D) 35 zł (PL)



Westpreußen-FOKUS
Denkmäler

VON DER MAGIE DES WALDES
Das Arboretum Wirthy

AUS DEM INHALT

VORSPANN

- 3 vorab
- 4 Ein offenerer Titel – und eine moderate »Preiserhöhung«
- 5 Auf ein Wort

PANORAMA

- 6 WESTPREUSSISCHER KULTURPREIS 2023
- 7 Notizen aus der Dreistadt, aus Elbing und Marienburg

8–21 Westpreußen-FOKUS DENKMÄLER

REISEN UND ERKUNDEN

- 22 Das Arboretum Wirthy

AUSSTELLEN UND ERFORSCHEN

- 25 »Gewalt sei ferne den Dingen!« – Der Westpreußen-Kongress 2023 fragte nach der historischen und aktuellen Bedeutung des Johann Amos Comenius
- 28 Westpreußen entlang der Weichsel – Eine Ausstellung des Westpreußischen Landesmuseums
- 30 »Wider das Entgleiten aus dem kulturellen Gedächtnis« – Eine kritische Würdigung der konzeptionellen Neuausrichtung des Westpreußen-Jahrbuchs

POLITIK UND GESELLSCHAFT

- 32 »Einfach Tacheles reden« – Abschied von Karl Fürst von Schwarzenberg
- 33 Proeuropäischer Geist aus Danzig – Polens alter und neuer Ministerpräsident Donald Tusk weckt Erwartungen

ZUM JAHRESWECHSEL

- 34 *Graudenz im Winter* – Aquarell von Wilhelm Burza
- 35 SECHS EMPFEHLUNGEN FÜR MUSSESTUNDEN ZWISCHEN DEN JAHREN
- 38 Das Märchen vom Danziger Goldwasser, vom Riesen Tullatsch – und von vielem anderen. – Das Leben und Werk der »Danziger Märchenfrau«
- 40 *Himmelsweihnacht* – Märchen von Elsa Faber von Bockelmann

RUBRIKEN

- 42 Rezensionen
- 43 Impressum / Autorinnen und Autoren
- 44 Zum guten Schluss

TITELBILD Steilküste von Adlershorst

FOTO: PATRYK KOSMIDER / DREAMSTIME.COM

PASSWÖRTER für die digitalen Fassungen der letzten drei *Westpreußen*-Ausgaben :

- 📖 Sommer 2023: heft-2-2023-jiw
- 📖 Herbst 2023: heft-3-2023-kuv
- 📖 Winter 2023: heft-4-2023-daw

6



**Westpreußischer
Kulturpreis 2023**

22



**Natur in geord-
neter Vielfalt**

FOTO: BETTINA SCHLÜTER

25



**Westpreußen-Kongress: Comenius
im Land an der unteren Weichsel**

28



**Das WLM zeigt aus seinen Beständen:
»Westpreußen entlang der Weichsel«**

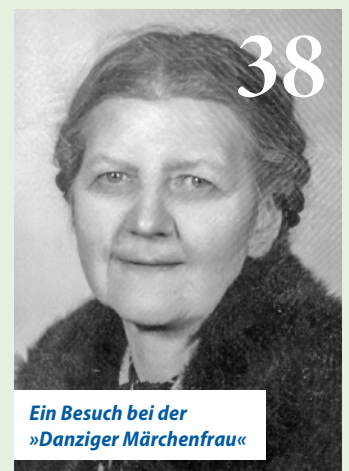
FOTO: THOMAS FOLSCHEK

33



**Neue Chancen
für Europa**

38



**Ein Besuch bei der
»Danziger Märchenfrau«**

**DAS JAHRESINHALTSVERZEICHNIS 2023
ERSCHEINT IN DER NÄCHSTEN AUSGABE**

8

Alexander Kleinschrodt führt in den Problembereich »Denkmäler« ein. Seine Betrachtungen unterschiedlicher Beispiele **vom Reiterstandbild bis zur modernen Erinnerungskultur** bestätigen seine Hauptthese: **Kontextualisierung tut not.**



12

Unter dem Titel **Entlastet vom »Alten Fritz«** wendet sich der gleiche Autor in einem weiteren Artikel **Zwei Denkmal-Geschichten aus Marienburg** zu, die von explizit deutschen Denkmälern und deren Nachkriegsschicksal berichten.

15

Das Bemühen, in den 1970er Jahren die Identitätsstiftung der Bevölkerung durch ein **polnisches Denkmal für Elbing** zu fördern, schildert Bartosz Skop in seinem Beitrag über das **»Denkmal der Wiedergeburt«** und seine Renaissance.



FOTO: BARTKOWIEJ BUTRYN

Stein gewordene Erinnerung betitelt Tilman Asmus Fischer die Ergebnisse seiner **Spurensuche**, bei der die Erscheinungsweise **Westpreußischer Denkmäler**, die **nach dem Ende der kommunistischen Gewaltherrschaft** entstanden sind, in den Blick nimmt.



FOTO: MARIUCHOMIA VIA WIKIMEDIA.ORG CC BY-SA 4.0

19

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

diese kleine Kolumne steht in der Gefahr, sich zu einer Art Beichtstuhl zu entwickeln oder ein Ort zur Veröffentlichung von »Bulletins« zu werden. Die Tatsache, dass die Ausgabe mit der Rubrik **ZUM JAHRESAUSKLANG** erst nach dem Beginn des neuen Jahres ausgeliefert wird, lässt uns hier allerdings kaum eine Wahl: Während der Hochzeit der Redaktion sind zwei – von insgesamt nur vier – Redaktionsmitgliedern schwer und nachhaltig an Corona erkrankt. Diese massive Einschränkung unserer Kapazitäten wird hoffentlich entschuldigen, dass sich auch diese Ausgabe des *Westpreußen* über Gebühr verspätet hat.

Die Häufung von gesundheitlichen Beeinträchtigungen und betrieblichen Störungen hat bis zu dieser Nummer immer aufs Neue die Befürchtungen verstärkt, dass der Jahrgang 2023 insgesamt unter keinem guten Stern gestanden hat. Dies gilt aber glücklicherweise nicht für alle unsere Tätigkeitsfelder. Zum einen ist die nächste Ausgabe des *Westpreußen-Jahrbuchs* – der Doppelband 71/72 (2021/2022) – bereits weitgehend fertiggestellt und soll Mitte des Jahres vorliegen. Damit werden wir die nächste Etappe unserer Bemühungen, die schmerzliche Lücke in der Erscheinungsfolge zu schließen, zügig erreichen.

Zum anderen konnten bereits die Vorplanungen für den Westpreußen-Kongress abgeschlossen werden. Die Tagung soll vom 27. bis zum 29. September 2024 in Zusammenarbeit mit dem Westpreußischen Landesmuseum in Warendorf stattfinden und sich mit einer zentralen Zeitphase der westpreußischen Geschichte auseinandersetzen. Das Thema lautet: »Westpreußens kurzes Silbernes Zeitalter – Aufbruch der preußischen Provinz in der Kaiserzeit«. Wir möchten Sie bitten, sich den Termin frühzeitig vorzumerken.

Ungeachtet ihrer argen Verspätung hoffen wir freilich, dass nun auch die vorliegende – und, wie wir auf Seite 4 erläutern, in gewisser Weise letzte – Ausgabe des *Westpreußen* Ihr Interesse findet und Sie die Beiträge zum Jahresende noch nicht als anachronistisch empfinden – zumal die Weihnachtszeit selbst über Konfessionsgrenzen hinweg immerhin noch bis zum zeitlichen Umfeld von Mariä Lichtmess, am 2. Februar, dauert.

Wir hoffen, dass Sie gesegnete Weihnachtstage erleben durften sowie einen guten Übergang in ein gesundes neues Jahr gefunden haben, und wünschen Ihnen heute, am Neujahrstag 2024, für die nächsten zwölf Monate alles erdenklich Gute! – In diesem Sinne bleiben wir wie stets

mit herzlichen Grüßen

Ihre DW-Redaktion

Ein offenerer Titel – und eine moderate »Preiserhöhung«

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

75 Jahre bilden für eine Zeitung ein respektables Alter. Diese Kontinuität über siebeneinhalb Jahrzehnte gilt für das Blatt, das Sie soeben in den Händen halten, allerdings nur, solange ausschließlich der Titel betrachtet wird. Die Zeitung selbst aber hat von Beginn an nicht nur verschiedene Layout-Gestaltungen erprobt, sondern auch eine Reihe inhaltlicher Wandlungen vollzogen, alternative Themen aufgenommen, deutlich andere Akzente gesetzt und ihren Stil regelmäßig neu justiert. Diese Entwicklungen korrespondieren mit denjenigen unserer Leserschaft und ihren vielfältigen Bezügen zum Land an der unteren Weichsel. Erschien *Der Westpreuße* – als Zeitung »von Landsleuten für Landsleute« – zunächst für alle von Flucht und Vertreibung Betroffenen mit gemeinsamen heimat- und sozialpolitischen Interessen, hat sich der Leserkreis inzwischen längst diversifiziert: zunächst um Nachgeborene mit genealogischen und heimatkundlichen Zugängen zur Herkunftsregion ihrer Vorfahren und inzwischen um etliche kulturell und verständigungspolitisch Interessierte ohne landsmannschaftliche Bindung.

.....

DESHALB WOLLEN WIR JETZT – nach dem glücklichen Abschluss des 75. Jahrgangs – die Perspektive erweitern und den Akzent von der Bindung an einen engen, landsmannschaftlich definierten Adressatenkreis auf die Kulturlandschaft selbst verschieben und die Zeitung unter dem Titel »Westpreußen« fortführen. Die hohe Kontinuität, die von der gesamten Konzeption dabei gewahrt bleibt, dokumentiert die Zählung der nächsten Ausgabe als erstes Heft des »1. (76.) Jahrgangs«.

Zugleich werden wir in Zukunft auf den Paralleltitel »Unser Danzig« verzichten können: Die beiden Zeitungen, die im Januar 2009 vereinigt und einige Jahre lang Nummer für Nummer jeweils in einer Ausgabe parallel geführt worden waren, sind nun nach eineinhalb Jahrzehnten derart eng miteinander verwoben, dass unser regelmäßiger Themenschwerpunkt »Danzig« solch eines ausdrücklichen Hinweises gewiss nicht mehr bedarf.

Indem wir den Titel nun transparent in die durchgängige Bildfläche integrieren, haben wir uns zudem bemüht, auch im Layout eine perspektivische Öffnung spürbar werden zu lassen; und schließlich wollen wir der Tradition der Zeitung, die über lange Zeit das Wappen der Provinz sowie dasjenige der Landsmannschaft Westpreußen im Titelkopf geführt hat, noch einmal eine Reverenz erweisen, denn im Logo der Westpreußischen Gesellschaft werden diese beiden Symbolträger jetzt zu einer Einheit verschmolzen.



Juni 1949



Oktober 1981



Dezember 2014



September 2016

Diese Entwicklungen haben sich, wie die vier Beispiele zeigen, mit wechselnder Intensität bis in unsere Zeit hinein fortgesetzt; und aus Gründen, die wir Ihnen gerne erläutern möchten, wollen die Herausgeberin und die Redaktion auf diesem Wege einen weiteren Schritt vollziehen.

Schon mehrfach haben uns Leserinnen und Leser darauf hingewiesen, dass der Titel »Der Westpreuße« ein Selbstbild wachrufe, das beispielsweise beim »Westpreußen-Jahrbuch« 1950 die Umschlaggestaltung des Eröffnungsbandes inspirierte und in den frühen Jahren eine große Plausibilität besaß, die sie heute aber nicht mehr zu beanspruchen vermag.



.....

Letztlich möchten wir auch noch auf die »moderate »Preiserhöhung« eingehen, die wir in der Überschrift genannt haben. Wie es bei jeder Ankündigung solcher Art üblich ist, verweisen wir darauf, dass wir den Heftpreis schon seit längerem – in unserem Falle seit drei Jahren – nicht mehr an die allgemeine wirtschaftliche Entwicklung angepasst haben und deshalb eine gewisse Änderung vornehmen müssen. Wir wollen dabei aber den Preis selbst konstant halten und statt einer Erhöhung nur unsere eigenen Redaktions- und Produktionskosten reduzieren, indem wir den Umfang des einzelnen Heftes um ein Sechstel, d. h. von 48 auf 40 Seiten, vermindern.

* * *

Wir hoffen, liebe Leserinnen und Leser, dass Ihnen die von uns erläuterten Änderungen des Titels und des Leistungsumfangs plausibel erscheinen und Sie, was uns natürlich freuen würde, Ihr Abonnement fortsetzen wollen. Sofern Sie diese Modifikationen allerdings zum Anlass für eine Kündigung nähmen, bäten wir Sie, uns dann möglichst bald über Ihre Entscheidung zu informieren.

In diesem Sinne bleibe wir voller Optimismus mit guten Wünschen und mit herzlichen Grüßen

Ihre DW-Redaktion

AUF EIN WORT



Von Burkhard Gauly

Genozid-Verbrechen müssen verhindert werden

75 Jahre nach Verabschiedung der Konvention über die Verhütung und Bestrafung des Völkermordes vom 9. Dezember 1948 (Völkermord-Konvention) und der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte ist es nötiger denn je, uns zu fragen, ob wir eine gerechtere Welt geschaffen haben und welche Lösungsansätze für aktuelle Herausforderungen wir anbieten können – um die Menschenrechte weltweit umfassend zu verwirklichen.

Die Völkermord-Konvention war der erste Menschenrechtsvertrag, der von der Generalversammlung der Vereinten Nationen verabschiedet wurde. Sie lieferte eine Definition des Völkermordes und legte ihren Mitgliedstaaten die Pflicht auf, drohenden Völkermord zu verhindern und begangenen Völkermord zu bestrafen. Dies war ein Versuch der internationalen Gemeinschaft nach den Gräueltaten, die während des Zweiten Weltkrieges von Nazideutschland begangen wurden, ein entschlossenes »Nie wieder« zu ermöglichen.

Der Kampf gegen Völkermorde lebte dabei in den vergangenen Jahrzehnten von Menschen, deren politische Visionen Kraft insbesondere aus der eigenen Lebensgeschichte gewannen. Dies waren nicht zuletzt Opfer von Zwangsmigration: Menschen wie der Danziger Rupert Neudeck oder der in diesem Jahr verstorbene Ostpreuße Tilman Zülch, der aus seiner authentischen Empörung über das Wegschauen der Welt im Biafra-Krieg 1968 heraus die GESELLSCHAFT FÜR BEDROHTE VÖLKER (GfbV) gründete.

Die Flucht erlebte der im nordmährischen Deutsch-Liebau geborene Zülch von der elterlichen Heimat in Ostpreußen aus, wo er aufgewachsen war. Er erinnerte sich im Jahr 2010: »Am 21. Januar 1945 wurden wir drei Kinder, meine beiden Schwestern und ich – drei, fünf und sieben Jahre alt – in viele Wollsachen eingehüllt und dann ging es nach draußen. Dort standen zwei Wagen mit je zwei Pferden davor. Die große Flucht begann: 20 Grad Minus, ein Meter Schnee, tausend Kilometer in sechs Wochen, neun Frauen und Kinder.«

Sie hatten Glück: »Wir brachen aus dem langen Treck aus und kamen schneller voran als viele der anderen. So wurden wir nicht überrollt. Aber diese Flucht und diese Vertreibung und das ungeheure Leiden, das die Zurückgebliebenen durchmachen mussten und das Hunderttausende nicht überlebten, bedrücken mich bis heute.«

Genozid-Verbrechen umfassen nicht nur Tötungen und Vernichtungshandlungen an Mitgliedern einer Gruppe, sondern auch die Zufügung schwerer körperlicher oder seelischer Schäden, die Auferlegung von zerstörerischen Lebensbedingungen oder Maßnahmen zur Geburtenverhinderung sowie die zwangsweise Überführung von Kindern einer Gruppe in eine andere. Im Hintergrund steht dabei immer die Absicht, eine Gruppe ganz oder teilweise zu zerstören. Zu dieser Absicht braucht es aber auch die Machtmittel des Aggressors, diese Absicht umzusetzen, wie es aktuell die aserbaidjanische Regierung und deren Armee in Arzach vormacht. Auch 75 Jahre nach dem Genozid-Verbot sind Völkermord und Verbrechen gegen die Menschlichkeit noch immer alltäglich. Rohingya, Yaziden, Darfuris, Uiguren, Kasachen und Armenier sind nur einige

der Gruppen, die Opfer solch schrecklicher Taten werden, und die Welt schaut allermeist tatenlos zu.

Diese Beispiele zeigen, dass die Völkermordkonvention schwerste Menschenrechtsverletzungen nicht wirksam verhindern kann, wenn Regierungen das Begehen eines »Völkermordes« leugnen, damit sie nicht zu einem militärischen Eingreifen gezwungen werden. Um wirksam Verbrechen gegen die Menschlichkeit und Völkermord zu verhindern, setzen sich Kräfte wie die GfbV für das Prinzip der Schutzverantwortung ein. Dabei ist eine bewaffnete Intervention nur das letzte Mittel. Zunächst geht es um Konfliktprävention, Gewährleistung des Schutzes der Zivilbevölkerung in bewaffneten Konflikten und Kriegen sowie den Schutz humanitärer Hilfskräfte und deren freien Zugang zur Not leidenden Zivilbevölkerung in Krisenregionen.

Die GESELLSCHAFT FÜR BEDROHTE VÖLKER kritisiert die mangelnde Prävention von Völkermord. Warnungen vor einer Eskalation von Menschenrechtskrisen werden oft ignoriert, und die internationale Staatengemeinschaft ist weit davon entfernt, ihr Versprechen »Nie wieder Ruanda« einzulösen. »Wenn die Anti-Völkermord-Konvention nicht zu einem wertlosen Stück Papier verkommen soll, dann müssen die Staaten ihr Bekenntnis zum Schutz der Zivilbevölkerung vor schlimmsten Verbrechen erneuern«, formulierte der frühere GfbV-Direktor Ulrich Delius im Jahre 2018.

Viele der Völkermordverbrechen liegen in der Vergangenheit, natürlich auch schon vor 1948. Zu einer authentischen politischen Haltung, die auf die Verhinderung und Ächtung von Genozid-Verbrechen abzielt, gehört auch die Aufarbeitung und Anerkennung vergangener Völkermorde. Wie schwer die Weltgemeinschaft sich damit tut, ist an den oft Jahrzehnte andauernden und teilweise vergeblichen Versuchen zu erkennen, wie es die Anerkennung des Völkermordes an den Armeniern 1915 deutlich macht. Aber auch die Verbrechen der deutschen Kolonialherrschaft, beispielsweise in Namibia, harren einer vollständigen Aufarbeitung und entsprechender Wiedergutmachungsleistungen.

Nicht aufgearbeitete Genozid-Handlungen verhindern eine Versöhnung und eine konstruktive Politik für die Zukunft. Auch die aktuellen Krisen lassen keinen zu großen Optimismus zu. Umso mehr tut Not, was Tilman Zülch forderte: die Zivilcourage, heutigen Völkermord, das Verbrechen der Aggression und andere schwerste Menschenrechtsverletzungen als solche zu benennen und zu bekämpfen. 2008 schrieb er:

Die Öffentlichkeit wachzurütteln, Proteste zu initiieren, das ist es, was wir als unsere Aufgabe verstehen. Massaker können verhindert oder zumindest gestoppt werden, Flüchtlinge können überleben, Sanktionen oder Konfliktlösungen [...] auf den Weg gebracht werden. **st**

Burkhard Gauly ist ehrenamtlicher Bundesvorsitzender der GESELLSCHAFT FÜR BEDROHTE VÖLKER. Der Erziehungswissenschaftler war beruflich als Lehrer an einer Fachschule für Sozialpädagogik tätig.

WESTPREUSSISCHER KULTURPREIS 2023



Am zweiten Tag des diesjährigen Westpreußen-Kongresses, den die Westpreußische Gesellschaft vom 22. bis zum 24. September in Warendorf veranstaltet hat, wurde nach vier Jahren neuerlich der Westpreußische Kulturpreis verliehen, und zwar an Frau Professor Dr. Karin Friedrich, die innerhalb des Kongressprogramms bereits den Eröffnungsvortrag gehalten hatte.

In seiner Laudatio machte der Vorsitzende der Gesellschaft, Prof. Dr. Erik Fischer, die Anwesenden mit der Laureatin und ihrem Œuvre genauer bekannt. – Karin Friedrich lehrt seit 2005 als Professorin für die Geschichte Europas in der Frühen Neuzeit an der University of Aberdeen. Zuvor wirkte sie von 1995 bis 2004 an der School of Slavonic and East European Studies, University College London. Von 1984 bis 1989 hatte sie Geschichte und Politik in München studiert und wurde 1995 an der Georgetown University, Washington D. C., promoviert. Aus dieser Dissertation ging ihre erste Monographie hervor: *The Other Prussia. Poland, Prussia and Liberty, 1454–1772* (Cambridge 2000), die bezeichnenderweise 2006 auch auf Polnisch erschien.

Damit hatte sie ein zentrales Thema ihrer Forschung angeschlagen, das sie in den folgenden Jahren in verschiedenen Hinsichten perspektivisch erweitert und vertieft hat. Dies zeigen ihre Publikationen zur Staatsbildung von Brandenburg-Preußen und zum Aufstieg von Berlin wie *The Cultivation of Monarchy and the Rise of Berlin: Brandenburg-Prussia 1700* (mit Sara Smart, Farnham 2010) oder *Brandenburg-Prussia, 1466–1806. The Rise of a Composite State* (Basingstoke 2011). Daneben machen Publikationen zur politischen Ideengeschichte Polen-Litauens, zur Stadtgeschichte oder zur frühneuzeitlichen Festkultur und Konfessionsgeschichte weitere Schwerpunkte ihrer Arbeiten kenntlich.

Neben der Vielzahl von Veröffentlichungen gehört die Arbeit als Redaktionsmitglied und Mitherausgeberin an mehreren renommierten Fachzeitschriften ebenso zum Profil der Wissenschaftlerin wie ihre Kooperation innerhalb des WOLFENBÜTTLER ARBEITSKREISES FÜR BAROCKFORSCHUNG, das intensive Engagement für die GERMAN HISTORY SOCIETY oder ihre Tätigkeiten im Beirat des DEUTSCHEN HISTORISCHEN INSTITUTS in Warschau.

Karin Friedrichs historiographische Ansätze, die weitreichenden Konsequenzen, die daraus für die Erforschung und das Verständnis von »Westpreußen« zu ziehen sind, sowie die beeindruckende Vielfalt ihres Schaffens veranlassten den Vorstand der Westpreußischen Gesellschaft, dieser Wissenschaftlerin den Westpreußischen Kulturpreis 2023 zu verleihen. Im Text der auf den 22. September 2023 datierten Urkunde werden zunächst die Leistungen der Laureatin ausführlicher gewürdigt:

Das bislang vorliegende Œuvre von Frau Professor Dr. Karin Friedrich hat den Blick auf die Geschichte des Landes an der unteren Weichsel maßgeblich zu erweitern und zu schärfen ver-

mocht. Ihre 2000 erschienene Dissertation zum »anderen Preußen«, zum »Preußen Königlichen Anteils«, hat eine alternative Perspektive auf das Land an der unteren Weichsel eröffnet, weil sie nun das wahrzunehmen erlaubte, was zuvor allermeist ideologisch verkürzt, wenn nicht gänzlich ausgeblendet geblieben war: die historische Entwicklung dieser Kulturregion von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis zum Jahre 1772. Anschließend Arbeiten haben das Umfeld der mittelosteuropäischen Geschichte in der Frühen Neuzeit unter wechselnden Aspekten gleichwie in methodisch variablen Zugriffen differenziert erschlossen und das Bewusstsein für die mannigfachen interkulturellen Austauschprozesse in diesen Siedlungsgebieten geschärft. Dabei ist es zudem in überzeugender Weise gelungen, die Anschlussfähigkeit dieser Themen an den internationalen Forschungsdialog erheblich zu verstärken.



Die Preisträgerin Karin Friedrich (r.) und Erik Fischer, der Vorsitzende der Westpreußischen Gesellschaft, bei der Übergabe der Urkunde und der Medaille



Die Laureatin bei ihren Dankesworten

FOTOS: URSULA ENKE

Im Anschluss daran begründet der Vorstand seine am 20. Januar 2023 getroffene Entscheidung:

Die Westpreußische Gesellschaft sieht in Frau Professor Dr. Karin Friedrich somit eine führende Vertreterin einer anspruchsvollen, innovatorischen Geschichtswissenschaft; als Forscherin wie als Hochschullehrerin entwirft sie neue, tragfähige Fragestellungen, fördert nachdrücklich das Interesse an »Westpreußen« und leitet nicht zuletzt zur kritischen Reflexion längst vertrauter historiographischer Konzepte an. Aus diesem Grunde verleiht ihr die Westpreußische Gesellschaft als Dank, Anerkennung und Ansporn den Westpreußischen Kulturpreis 2023.

Unter dem Applaus aller Kongressteilnehmer nahm Frau Professor Dr. Karin Friedrich den Preis entgegen und ließ in ihren herzlichen Dankesworten deutlich werden, dass sie der Westpreußischen Gesellschaft und deren Aktivitäten auch weiterhin freundschaftlich verbunden bleiben möchte.

st Die DW-Redaktion

Notizen aus...

... der Dreistadt

SAISONRÜCKBLICK Am 17. Dezember ging die im maltesischen Valletta beheimatete HANSEATIC NATURE vor Anker. Sie beendete die diesjährige Kreuzfahrt-Saison, die von der HAMBURG am 20. April eröffnet worden war. Die Kreuzfahrt-Riesen legen entweder direkt an der Westerplatte oder im Freihafen von Neufahrwasser an. Die Schiffe liegen meistens nur ein oder zwei Tage an der Pier, und den Passagieren wird in der Regel ein Ausflug nach Zoppot, in die Kaschubei oder nach Marienburg angeboten.

Die Zahl der Schiffe, die 2023 in diesem Zeitraum die Dreistadt besuchten, ist gegenüber dem Vorjahr nochmals deutlich gestiegen. Dies hängt gewiss auch damit zusammen, dass St. Petersburg seit dem russischen Überfall auf die Ukraine bei Ostsee-Kreuzfahrten nicht mehr angelaufen wird.

WIE 1900 Nach vier langen Jahren ist die Modernisierung des Danziger Hauptbahnhofs nun endlich abgeschlossen worden. Die Renovierungsarbeiten waren 2019 begonnen worden und zunächst auf eine Dauer von zwei Jahren hin angelegt. Die ursprünglichen Fristen konnten jedoch nicht eingehalten werden, und mit der Zunahme der Bauzeit stiegen auch die Kosten des Vorhabens unaufhaltsam.

Jüngst aber wurde das Empfangsgebäude feierlich eröffnet. An dieser Festveranstaltung nahmen zahlreiche Vertreter der regionalen Politik und Verwaltung sowie der Polnischen Bahn PKP teil. In seiner Ansprache führte Dariusz Drelich, der Woiwode von Pomorze, aus, dass dieses herausragende Bauwerk jetzt nicht nur die Erwartungen der Fahrgäste erfülle, sondern auch ein Beispiel für eine ausgezeichnete konservatorische Leistung sei. Tatsächlich hätten die geladenen Gäste ungeachtet der technisch perfekten zeitgemäßen Infrastruktur den Eindruck gewinnen können, dass sie zuweilen der ersten Eröffnungsfeier beiwohnten, die am 30. November 1900 stattgefunden hatte.

Peter Neumann

... Elbing

ENTTÄUSCHENDE KONZEPTE



QUELLE: FIRMA MYTYCH

Die architektonischen Probleme, die schon seit längerem den weiteren Ausbau der Altstadt begleiten, reißen nicht ab. Ein Investor hat vor einiger Zeit für ein unbebautes Grundstück zwischen Spieringstraße, Wilhelmstraße und Wasserstraße eine amtliche Baugenehmigung erhalten. Bei den ersten beiden der genannten Straßenzüge waren ursprünglich mehrere Rekonstruktionen von gotischen, manieristischen und barocken Fassaden vorgesehen. Jetzt aber zeigen die Pläne, dass die Fassaden lediglich in einem sehr geringen Umfang wiederaufgenommen worden sind und nur sehr vage an die Originale erinnern. Selbst das berühmte Kamelhaus soll in dieser Weise rekonstruiert werden. Mit Zustimmung des Magistrats gehören die sogenannten Rekonstruktionen zudem in eine zweite Bauphase, so dass die Sorge nicht unberechtigt scheint, sie würden letztlich überhaupt nicht errichtet werden.

Eine regelrechte Kuriosität ist in diesem Zusammenhang der Entwurf für eine Parzelle beim Friedrich-Wilhelm-Platz. Das Vorhaben der Firma MYTYCH, die seit vielen Jahren als Investor in der Altstadt tätig ist, stößt auf entschiedene Kritik; denn es hat mit der übergreifenden Stadtplanung und dem Stil des Bezirks offensichtlich kaum etwas gemein.

Der Projektträger aber kann sich demgegenüber darauf berufen, dass das Erscheinungsbild des Gebäudes mit dem Denkmalamt abgestimmt sei; und inzwischen hat auch der Stadtrat die Genehmigung erteilt, dieses Gebäude zu errichten.

Bartosz Skop

Der vorliegende Entwurf für die Baumaßnahme am Friedrich-Wilhelm-Platz

respektable Summe von mehr als 3 Mio. Złoty. Mit diesem Geld soll eine erste Phase der insgesamt geplanten Arbeiten durchgeführt werden: Es geht zunächst um eine umfassende Sanierung des Daches und des Dachbodens sowie um eine teilweise konservatorische Bearbeitung der Fassade und weitere Sicherheitsarbeiten. Darüber hinaus soll der Brunnen, von dem nur noch das Wasserbecken erhalten ist, neuerlich in Gang gesetzt werden und sein früheres Erscheinungsbild – mit einem Sockel, auf dem die Figur eines Armbrustschützen steht – wiedererlangen.



QUELLE: STARYMABORK.BLOGSPOT.COM

Der frühere Schützenbrunnen

... Marienburg

RÜCKKEHR DES SCHÜTZEN Im Rahmen des Regierungsprogramms für den Wiederaufbau von Baudenkmalern erhielt die Stadtverwaltung für die Renovierung des Alten Rathauses eine höchst



FOTOFOTO: TOMASZ SUKOWSKI

ÜBERFLIEGER Piotr Bogdaszewski, ein Künstler aus dem ostpreußischen Niedersee, Kr. Johannisburg, hat am Zentrum für Kultur und Bildung im Jerusalem-Hospital Kurse zur künstlerischen Gestaltung des öffentlichen Raums (Streetart) geleitet. Ein bemerkenswertes Ergebnis dieser Workshops bildet das von Piotr Bogdaszewski selbst angefertigte Wandgemälde, das dem zu

seiner Zeit hochberühmten und während der 1920er Jahre in Marienburg wirkenden Ferdinand Schulz gewidmet ist, einem Pionier des Segelflugs, Flugzeugkonstrukteur, Sportflieger und Dauerflug-Weltrekordler. Im Bild festgehalten ist die Szene aus dem Mai 1928, als der Pilot mit seinem Segelflugzeug die Stadt Marienburg in einer Höhe von nur 150 m überflogen hat. *Marek Dziedzic*

Kontextualisierung tut not

Vom Reiterstandbild bis zur modernen Erinnerungskultur

Von Alexander Kleinschrodt

Durch Denkmäler wird der öffentliche Raum zu einer Bühne für die Inszenierung der Vergangenheit. Ihre Gestalt und Aussage waren aber selten unumstritten – und werden auch heute vielerorts wieder diskutiert. Ein Überblick mit Impressionen aus Westpreußen und dem Ruhrgebiet.

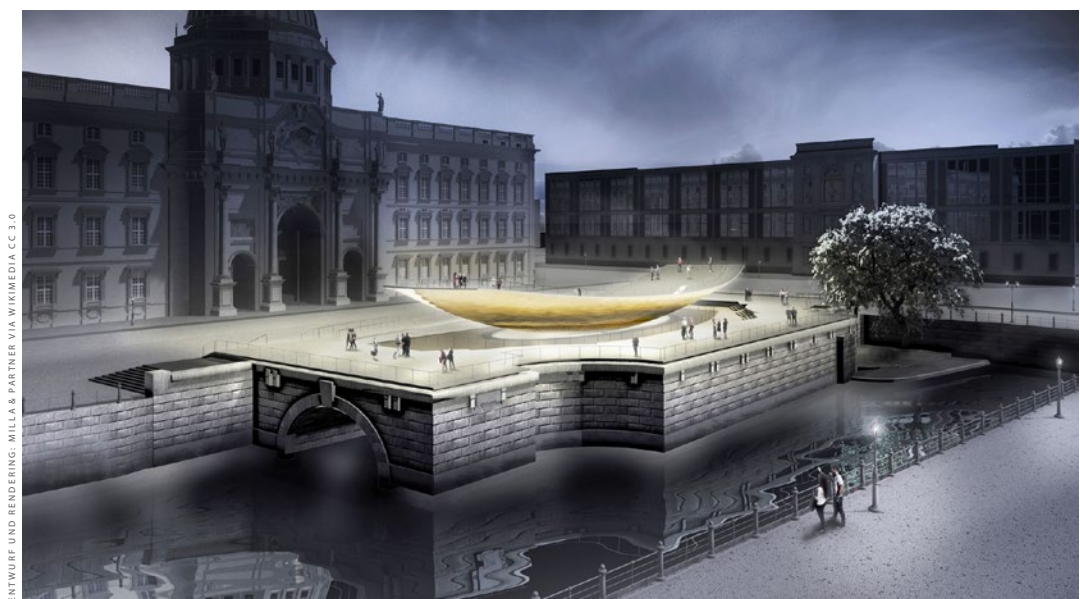
... einen »sozialen Rahmen« stiften

Wenn man alten Sprachgebrauch sowie den Schutz von Kultur- und Naturerbe außen vor lässt und Denkmäler als Erinnerungszeichen im öffentlichen Raum versteht, dann wird erkennbar, was sie für eine Gesellschaft leisten: Denkmäler erklären ein zurückliegendes Ereignis oder eine zumeist schon verstorbene Person für denkwürdig und heben etwas oder jemanden aus den willkürlichen Erinnerungen der einzelnen Menschen heraus. Als Institutionen des Erinnerns wirken sie mit an einem »sozialen Rahmen«, wie es der französische Soziologe Maurice Halbwachs ausgedrückt hat – einem Rahmen, durch den flüchtigen Gedächtnisinhalten eine gewisse Dauerhaftigkeit und spezifische historische Bedeutsamkeit zuteilwird. Wer sich heute mit dem Thema »Erinnerungskultur« beschäftigt, wird auch darauf stoßen, dass Maurice Halbwachs, der dieses Gebiet als einer der ersten systematisch erforscht hat, im März 1945 als Häftling des Konzentrationslagers Buchenwald zu Tode gekommen ist. Das Lager ist heute selbst zu einer Institution des Erinnerns, zu einer Gedenkstätte geworden.

Während Gedenkstätten, insbesondere solche für traumatische Ereignisse, sich in der Regel an dem authentischen Ort des historischen Geschehens befinden, werden Denkmäler an verschiedensten Plätzen errichtet. Sie schaffen damit selbst eine eigene, neue Raumerfahrung: Bereits eine kleine Skulptur auf einem städtischen Platz kann den öffentlichen Raum zu einer Bühne des Erinnerns machen. In Berlin sind seit 1990 zahlreiche Denkmäler entstanden, die Fülle der Orte und Themen ist kaum zu überblicken. Das Bekannteste unter den Berliner Denkmälern dürfte heute jenes für die ermordeten Juden Europas nach Entwurf von Peter Eisenman sein, während das im Bau befindliche Freiheits- und Einheitsdenkmal am Humboldt-Forum (»Einheitswippe«) zurzeit wohl das Umstrittenste ist. Es ist in den heutigen modernen Gesellschaften, in denen sich viele verschiedene

Interessengruppen zu Wort melden können, nicht mehr leicht, für einschneidende historische Ereignisse im öffentlichen Raum einen konsensfähigen Ausdruck gemeinsamer Erinnerung zu finden.

Ein Großteil der heute in europäischen Städten vorhandenen Denkmäler ist während des 19. Jahrhunderts errichtet worden. Herrschern wurde häufig, antiken Vorbildern folgend, mit Reiterstandbildern gehuldigt. Hinzu kamen nun aber vermehrt auch Denkmäler für Künstler, Literaten und Komponisten, so wie das 1857 aufgestellte Doppelstandbild für Goethe und Schiller in Weimar oder das 1872 errichtete Ensemble von Statuen für Leonardo da Vinci in Mailand. Aus heutiger Perspektive fällt natürlich auf, dass fast keine Frauen auf diese Weise geehrt wurden. Die Erinnerungszeichen dienten auch nicht einfach nur der Kunst, mit ihnen wurde in vielen Staaten Europas ein nationales Selbstbewusstsein ausgestellt: Die Künstlerpersönlichkeiten und ihre Werke wurden zugleich immer auch als das »Erbe einer Nation« begriffen. Die Enthüllung eines Denkmals wurde daher oftmals wie ein Ritual inszeniert. In der Walhalla bei Donaustauf ließ der bayrische König Ludwig I. um 1840 eine Fülle von Denkmälern für historische Persönlichkeiten – darunter Könige ebenso wie Künstler – in einer Gedenkstätte zusammenfassen, mit der an eine erst noch zu schaffende nationale Identität der Deutschen appelliert wurde.



Entwurf von Milla & Partner: das bewegliche Freiheits- und Einheitsdenkmal in Berlin

Städtische Erinnerungslandschaften

Selbst in kleineren Städten bilden alle Denkmäler, die wie selbstverständlich das Stadtbild prägen und an denen man im Alltag zumeist achtlos vorbeigeht, eine Art Erinnerungslandschaft. Diese wird sogar noch deutlich umfangreicher, wenn man auch die Benennung von Straßen berücksichtigt. Während es im Stadtraum nur wenige repräsentative Stellplätze für plastische Denkmäler gibt, braucht jede Straße einen Namen – wenn man von Ausnahmen wie Mannheim oder auch manchen amerikanischen Städten absieht, in denen Straßen einfach durchnummeriert worden sind. Das Aufstellen eines Straßenschildes ist außerdem deutlich kostengünstiger als die Planung und Realisierung eines Denkmals. So wird in Paris der zwischen dem Eiffelturm und der Seine verlaufende Quai Jacques Chirac wahrscheinlich noch lange an den ehemaligen Staatspräsidenten erinnern. In London kann man das bestätigt sehen: Schon seit 1843 verweist dort die Säule für Horatio Nelson auf dem Trafalgar Square auf den Admiral und den Sieg von Großbritanniens Marine gegen Frankreich und Spanien an der Atlantikküste im Jahre 1805.

Ein genauerer Blick auf den Londoner Trafalgar Square führt dann jedoch wieder direkt in die Gegenwart. Unter den vier Sockeln in den Ecken der Platzanlage war einer seit der Erbauungszeit verwaist geblieben, da für ein geplantes Reiterstandbild König Wilhelms IV. das Geld gefehlt hatte. In den 1990er Jahren wurde dann damit begonnen, auf dieser »vierten Plinthe« wechselnde zeitgenössische Skulpturen zu zeigen. Der von einer »glorreichen« nationalen Geschichte erzählende Trafalgar Square wurde dadurch immer wieder um neue Bedeutungen erweitert: Es stand dort schon ein Selbstporträt der ohne Arme geborenen Künstlerin Alison Lapper; der deutsche Künstler Hans Haacke setzte sich in seiner Plastik kritisch mit den Finanzmärkten auseinander; und Michael Rakowitz erinnerte hier mit der historisierenden Darstellung eines assyrischen Schutzdämons an die Zerstörung von irakischen Kulturgütern durch den sogenannten Islamischen Staat. Zurzeit ist auf dem Trafalgar Square eine Darstellung des malawischen Geistlichen John Chilembwe zu sehen, die von dem Künstler Samson Kambalu gefertigt wurde. Nach dem Tod von Königin Elisabeth II. wird nun aber diskutiert, ob der vierte Platz nicht dauerhaft dieser historischen Persönlichkeit gebühren sollte.

Streitfall „Ehrenmal“

Die Erinnerungslandschaften sind inzwischen vielerorts in Bewegung gekommen. Neue Themen und Ereignisse verlangen nach Aufmerksamkeit, während ältere Denkmäler, die für viele Menschen wie selbstverständlich »zum Stadtbild gehören«, Gegenstand kritischer Diskussionen werden. Diese Entwicklung gibt es in vielen Ländern. In Deutschland führt sie dazu, dass sich beispielsweise Hindenburgstraßen, Kaiserplätze und auch das Hermannsdenkmal im Teutoburger Wald die Frage gefallen lassen müssen, woran hier eigentlich erinnert wird. Die kritischen Auseinandersetzungen finden in ganz unterschiedlicher Form statt. Sie reichen von nüchternen kommunalpolitischen Debatten bis hin zu einzelnen gewalttätigen Aktionen wie etwa dem Niederreißen einer Statue des durch Sklavenhandel reich gewordenen Edward Colston im englischen Bristol.

Die Aufregung über solche Übergriffe sollte nicht verdecken, dass es längst viele konstruktive Projekte zum Umgang mit problematischen Denkmälern gibt. Ein besonders subtiler Debattenbeitrag kommt aus Wien. Dort stand das 1926 errichtete Ehrenmal für Karl



FOTO: ROGER DAVIES VIA WIKIMEDIA CC BY-SA 2.0

Hans Haackes Gift Horse auf der »vierten Plinthe« am Londoner Trafalgar Square

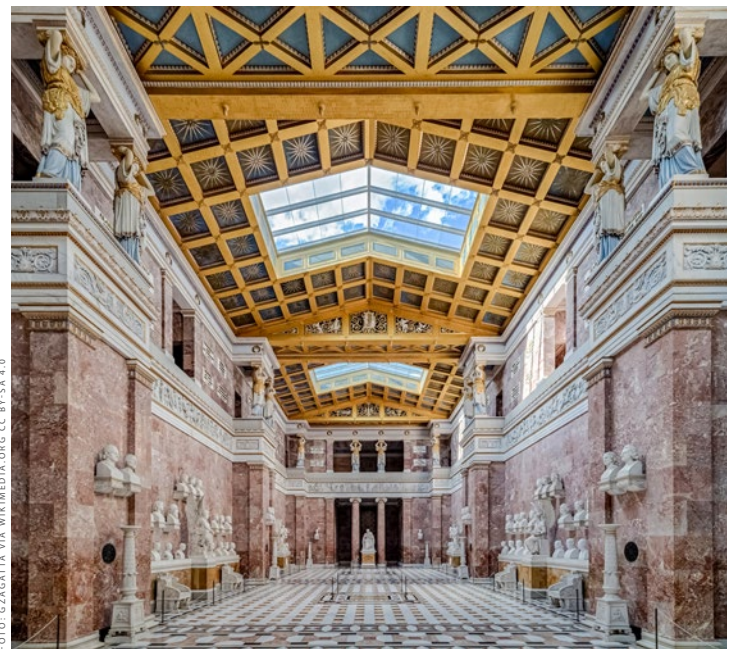


FOTO: SZAGATA VIA WIKIMEDIA.ORG CC BY-SA 4.0

Ruhmeshalle für die noch nicht existierende deutsche Nation: die 1842 eröffnete Walhalla in Donaustauf

Lueger seit langem in der Kritik. Lueger war entscheidend am Ausbau Wiens zur modernen Großstadt beteiligt. Er war aber auch ein Demagoge und Antisemit und gilt als eines der politischen Vorbilder von Adolf Hitler. In Wien wurde nun beschlossen, das Lueger-Ehrenmal durch eine »künstlerische Intervention« absichtsvoll in ein neues Licht zu setzen: Dem Vorschlag des Künstlers Klemens Wihlidal folgend, soll das Lueger-Standbild aus Bronze mitsamt seinem Sockel um 3,5 Grad gekippt werden. Dieser geradezu kleinstmögliche Eingriff lässt jeden Vorbehalt gegen eine vermeintliche »Bilderstürmerei« ins Leere laufen. Er wird aber dennoch nicht zu übersehen sein und damit der kritischen Neubewertung auf kluge Weise Ausdruck verleihen. Die Zeitung DIE PRESSE lobte das Vorhaben »als Symbol dafür, dass mit der hier verherrlichten Person schlicht etwas nicht in Ordnung ist«.



Demnächst in leichter Schiefelage: Denkmal für den Wiener Bürgermeister Karl Lueger

QUELLE: DERSTANDARD.DE/STORY/300000172319

Ein anderes Argument hat der Historiker Jens-Christian Wagner ins Spiel gebracht, der bereits mehrere Gedenkstätten in ehemaligen nationalsozialistischen Konzentrationslagern geleitet hat. Der Entfernung von Denkmälern stehe er kritisch gegenüber, weil er sie »für zeithistorische Dokumente halte«. Zur Diskussion um ein Denkmal zu Ehren einer Wehrmachtsdivision in Lüneburg aus dem Jahr 1960 sagte Wagner im Interview mit dem DEUTSCHLANDFUNK, dass es dokumentiere, »wie sich in den 60er Jahren ein restaurativer, verschweigender, beschönigender und eine Auseinandersetzung mit den NS-Verbrechen aus dem Weg gehender Diskurs« über die Geschichte gelegt habe. »Kontextualisieren« ist für Wagner daher das Schlüsselwort beim Umgang mit problematischen Denkmälern: »Sie müssen erklärt werden, sie müssen erläutert werden, sie müssen in einen Zusammenhang gestellt werden.«

Copernicus in Thorn und Warschau – Denkmäler mit eigener Geschichte

Gewissermaßen etwas abseits der aktuellen Debatten kann auch in der historischen Provinz Westpreußen eine charakteristische Erinnerungslandschaft besichtigt werden. In ganz Polen gibt es, wie Peter Oliver Loew, der Direktor des Deutschen Polen-Instituts in Darmstadt, feststellt, »Gedenkstätten, Denkmäler, Tafeln, Hinweisschilder, Straßennamen und Museen«, mit denen an die Geschichte erinnert wird, »die Deutsche dem Land im Zweiten Weltkrieg aufgezwungen haben«. Doch gibt es auch einige ältere oder noch recht neue Denkmäler, die zum Teil ganz andere Geschichten erinnern und Aufschluss geben über die besondere Identität der Region am Unterlauf der Weichsel.

Eine Schlüsselfigur ist in dieser Hinsicht der Astronom und Domherr Nicolaus Copernicus, der 1473 in Thorn geboren wurde. Auf dem Altstädtischen Markt wurde ihm im Jahre 1853 ein Denkmal



Sohn der Stadt Thorn: Das Copernicus-Denkmal von 1853 kam noch ohne nationale Kennzeichnung aus.

FOTO: AVISHAI TEICHER VIA WIKIMEDIA.ORG CC BY-SA 3.0

errichtet. Der Entwurf für das auf einem hohen Sockel platzierte Standbild kam von dem Berliner Bildhauer Christian Friedrich Tieck. Obwohl dieses Denkmal von der deutschen Bürgerschaft Thorns initiiert und seine Errichtung vom preußischen Staat begrüßt wurde, kam es ohne einen ausdrücklichen Hinweis auf eine Nationalität von Copernicus aus, der einer deutschsprachigen Familie entstammte, sich aber als Untertan des polnischen Königs verstand. Statt Copernicus national zu vereinnahmen, stellt das Thorner Denkmal vielmehr die universellen wissenschaftlichen Verdienste des Gelehrten heraus – sein Eintreten für das heliozentrische Weltbild – und bindet diese lokalpatriotisch an die Stadt Thorn selbst zurück: »Nicolaus Copernicus Thorunensis« lautet die lateinische Inschrift auf dem Sockel des Denkmals. So konnte es in späterer Zeit auch umstandslos zu einem Denkmal für den nun als polnischen Nationalhelden begriffenen Copernicus werden.

Die Geschichte des bereits 1830 aufgestellten Copernicus-Denkmal in Warschau bildet dagegen die komplizierten Beziehungen zwischen Deutschland und Polen ab. Als unabhängiger Staat existierte Polen zu dieser Zeit nicht: Es war Ende des 18. Jahrhunderts in mehreren Schritten, den drei Teilungen Polens, unter Preußen, Österreich-Ungarn und Russland aufgeteilt worden. Das Copernicus-Denkmal stand aber für das ideelle Fortbestehen Polens, wobei seine erinnerungspolitische Stoßrichtung nicht primär gegen Preußen gerichtet war, sondern eher gegen Russland, zu dessen Teilungsgebiet Warschau gehörte. Auf dem Sockel spricht das polnische »Vaterland« Copernicus seinen Dank aus (»Nicolao Copernico Grata Patria«). Wenige Monate nach der Aufstellung des Denkmals begann der »Novemberaufstand«, der für eine Loslösung Polens von Russland einstand. Dieses letztlich erfolglose revolutionäre Geschehen wurde wiederum von deutschen Republikanern mit großer Anteilnahme verfolgt. Es kam zu einer regelrechten »Polenbegeisterung«, denn in dem Aufstand der Polen sahen die fortschrittlich gesinnten Deutschen einen Teil einer europäischen Freiheitsbewegung.

Als mehr denn ein Jahrhundert später das nationalsozialistische Deutschland im Zweiten Weltkrieg Polen besetzte, wurde das Warschauer Denkmal von deutscher Seite vereinnahmt: Eine neu angebrachte Tafel wies Copernicus nun als »großen Deutschen« aus. Der polnische Widerstand reklamierte das Denkmal jedoch weiterhin für sich, und ein junger polnischer Pfadfinder entfernte 1942 die deutsche Beschriftung – ein Vorgang, der als »Copernicus-Aktion« (Akcja Kopernik) zusammen mit dem Denkmal in das kollektive Gedächtnis Polens eingegangen ist.

Auch in den letzten Jahren sind in Polen wieder Copernicus-Denkmal aufgestellt worden. Städte, in denen Copernicus vor über fünfhundert Jahren lebte und tätig war, schmücken sich heute mit der weltweit bekannten historischen Persönlichkeit. Die neuen Denkmäler – vor allem dasjenige in Allenstein – lassen Copernicus nahbarer denn je wirken. Die Bronzeskulpturen laden dazu ein, sich neben den Gelehrten zu setzen und vielleicht mithilfe des Smartphones am ausgestreckten Arm eine Selfie-Aufnahme zu machen. Zahlreiche »Copernicus-Städte« haben sich außerdem zu einer touristischen Auto-Route zusammengeschlossen, die um Besucher aus Europa und aller Welt wirbt. Auch deutsche Gäste, die sich ein Bild davon machen wollen, wo der »Erfinder des Sonnensystems« gelebt hat, werden damit angesprochen.

Ein »virtuelles Denkmal«: die PORTA POLONICA

In Deutschland wiederum gibt es eine Region mit einem besonderen Bezug zu Polen: das Ruhrgebiet. Nach 1870 wanderten Hunderttausende polnische Arbeitskräfte dorthin aus. Etliche der »Ruhrpolen« kamen auch aus Westpreußen beziehungsweise der Kaschubei. Noch heute hat Nordrhein-Westfalen unter allen Bundesländern mit großem Abstand die meisten polnischstämmigen Einwohner. So ist es dann auch kein Zufall, dass im Ruhrgebiet eine digitale Dokumentationsstelle zur Kultur und Geschichte der Polen in Deutschland entstanden ist. Das Internetportal PORTA POLONICA ist angesiedelt am LWL-Industriemuseum Zeche Hannover in Bochum und kann als eine Art virtuelles Denkmal verstanden werden. Über eine digitale Landkarte macht die Plattform Orte und Objekte mit Polenbezug zugänglich, die sich im Ruhrgebiet oder auch anderswo in Deutschland finden lassen.

Dirschauer Straße

Tczew, deutscher Name Dirschau, Stadtgründung 1260 durch den polnischen Fürsten Sambor II., 1959 Wittener Patenschaft über die deutschen Flüchtlinge und Vertriebenen aus Tczew, 1990 Städtefreundschaft, 1998 Städtepartnerschaft mit Witten.

Ulica Tczewska

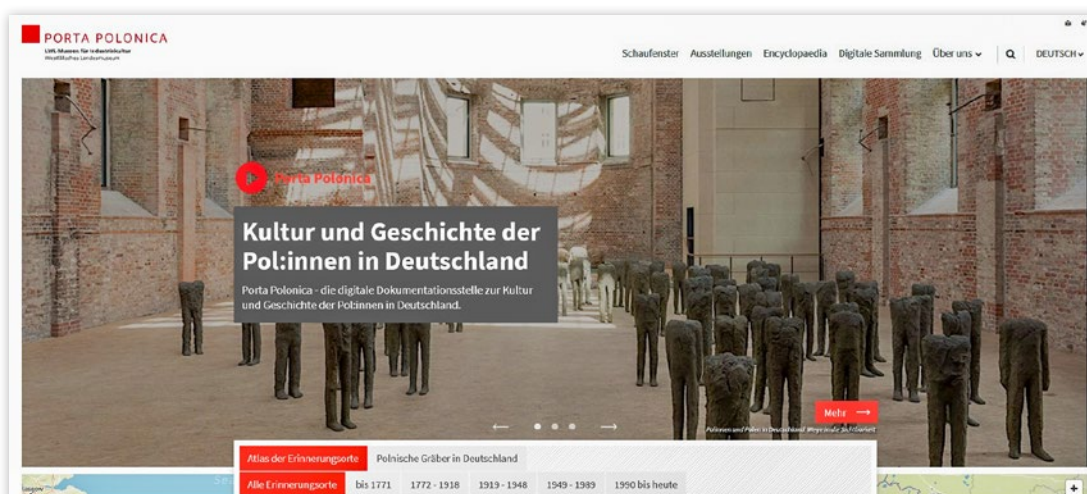


FOTOS: FREUNDSCHAFTSVEREIN TCZEW – WITTEN

Im Verbund mit einer Breslauer, Marienburger, Stettiner, Königsberger und Danziger Straße: die Dirschauer Straße in Witten. – Unter der günstigen Voraussetzung, dass Witten als Patenstadt des Heimatkreises Dirschau seit 1998 auch mit der heute polnischen Stadt Tczew eine Städtepartnerschaft pflegt, hat sich der Freundschaftsverein Tczew – Witten erfolgreich dafür eingesetzt, den Straßennamen zusätzlich in polnischer Sprache anzugeben und diese Dopplung mit einer historischen Erklärung zu kontextualisieren. Die neuen Schilder sind am 4. September 2022 feierlich eingeweiht worden.

Im digitalen Raum füllt PORTA POLONICA auf diese Weise eine Leerstelle, denn »angesichts der engen Nachbarschaft von Deutschen und Polen« sei es erstaunlich, meint Peter Oliver Loew, »wie einseitig auf den Zweiten Weltkrieg bezogen und wie lückenhaft insgesamt die Erinnerungslandschaft beider Länder in Bezug auf den Anderen ist«. So erscheinen auch die »Ostviertel«, die es in vielen Städten auf dem Gebiet der alten Bundesrepublik gibt, mittlerweile einer Reihe von Menschen als eine weitgehend bezugslose Kuriosität. Angelegt nach dem Zweiten Weltkrieg sollten Oppelner, Graudenzer oder Tilsiter Straßen den »deutschen Osten« in Erinnerung halten und den Millionen Geflüchteten von dort auf symbolische Weise das Einleben erleichtern.

Für jüngere Generationen jedoch stehen solche Namen einfach nur für Städte in Polen und dem Ostseeraum oder sind sogar völlig unbekannt. Kontextualisierung wäre auch hier das richtige Stichwort: In einem europäischen Rahmen können diese Namen heute einen neuen Sinn erhalten. st



Virtuelles Denkmal: Porta Polonica macht polnische Lebenswelten in Deutschland sichtbar.

Entlastet vom »Alten Fritz«

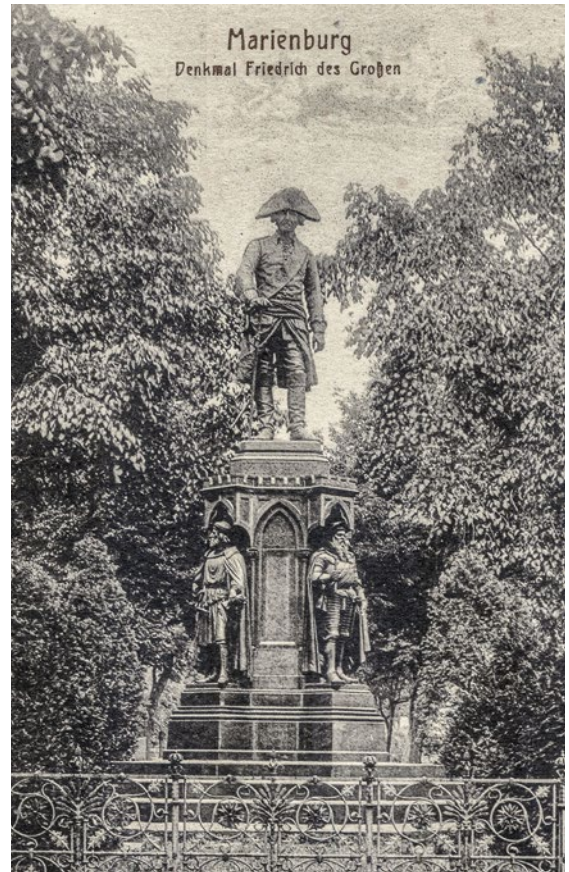
Zwei Denkmal-Geschichten aus Marienburg

Im Kaiserreich und nach dem Ersten Weltkrieg wurden an der historischen Burg des Deutschen Ordens zwei Denkmäler aufgestellt. Beide verknüpften das Erbe der Region mit politischen Ansprüchen in ihrer Gegenwart und wurden nach 1945 entfernt. Restlos verschwunden sind sie heute jedoch nicht.

Als UNESCO-Welterbe gehört die am Ufer der Nogat gelegene Marienburg per definitionem der gesamten Menschheit. In der neueren Geschichte hat es aber nicht an Versuchen gefehlt, diesen symbolträchtigen Ort, die größte aus Backstein errichtete Burganlage des Mittelalters, vor allem von Deutschland sprechen zu lassen. Eine wichtige Rolle spielten dabei zwei Denkmäler aus dem 19. und dem frühen 20. Jahrhundert, die jeweils für einige Jahrzehnte an der Nord- bzw. Südseite der Marienburg die Blicke auf sich zogen.

Zunächst wurde 1872 im Bereich der Vorburg mit den Arbeiten an einem Denkmal für Friedrich den Großen begonnen. Erst ein Jahr zuvor war das Deutsche Reich gegründet worden, was in der Folge vielerorts mit patriotischen Denkmälern gefeiert wurde. Genau einhundert Jahre zuvor aber hatte der Preußenkönig, nachdem er Land an der unteren Weichsel im Rahmen der Ersten Teilung Polens erworben hatte, entschieden, dass die Marienburg nicht abgebrochen, sondern zu einer Kaserne und einem Proviantlager umgebaut werden sollte. Eine Wertschätzung und dauerhafte Sicherung des mittelalterlichen Baus setzte demgegenüber zwar erst Ende der 1810er Jahre ein, aber es bot sich an, den Preußenkönig nun nicht nur als »Retter« Westpreußens, sondern auch als Bewahrer der Marienburg zu ehren. Eingeweiht wurde das Erinnerungszeichen im Oktober 1877. Das Standbild des Königs wurde mit Blickrichtung zur Marienburg aufgestellt, wohl um den Zusammenhang zwischen dem Ort und dem Wirken des Königs zu betonen.

Das Denkmal war eine Arbeit des vielbeschäftigten Künstlers Rudolf Siemering. Er stammte aus Ostpreußen, war 1835 in Königsberg geboren und ab etwa 1861 in Berlin tätig. Herausgehobene Denkmäler, die auf ihn zurückgehen, haben sich zahlreich erhalten, wie etwa das Luther-Standbild, das seit 1883 auf dem Marktplatz von Eisleben steht. Kurz zuvor hatte Siemering sogar einen Großauftrag aus den Vereinigten Staaten erhalten: ein Denkmal für den ersten amerikanischen Präsidenten George Washington. Das monumentale Reiterstandbild mit breitwandigen Reliefs auf dem Sockel und zahlreichen vollplastischen Begleitfiguren wurde 1882 in Philadelphia enthüllt. Kurz vor Siemering's Tod zu Anfang des Jahres 1905 entstand noch das Beethoven-Haydn-Mozart-Denkmal für den Berliner Tiergarten, dessen Dekor bereits Anklänge des Jugendstils aufweist.



Denkmal für Friedrich den Großen in Marienburg auf einer historischen Ansichtskarte

Friedrich den Großen zeigte Siemering in Marienburg als Generalissimus, mit Dreispitz und Degen, überlebensgroß und leicht geneigt wie beim Blick von einem Feldherrenhügel. Am Sockel standen, ebenfalls in vollplastischer Darstellung, jedoch ein wenig kleiner als Friedrich, vier mittelalterliche Hochmeister des Deutschen Ordens. Hermann von Salza, der das Amt des Hochmeisters von 1210 bis 1239 innehatte und dem Orden mit dem Kulmerland erstmals ein eigenständiges Herrschaftsgebiet verschaffte, eröffnete die historische Reihe. Sie führte weiter über Siegfried von Feuchtwangen und Winrich von Kniprode bis hin zu Albrecht von Hohenzollern, der 1525 zum Protestantismus übertrat und das Territorium des Deutschen Ordens in das weltliche Herzogtum Preußen umwandelte.

Die Hochmeisterfiguren waren von Baldachinen überfangen, und auch wenn sie ein wenig vor dem Sockel standen, wirkten sie dadurch fast wie Atlanten, also Stützfiguren, die das Podest hielten, auf dem oben Friedrich der Große thronte. Die symbolische Botschaft, die das Denkmal vermitteln sollte, teilte sich dennoch mit und ist noch heute leicht zu entschlüsseln: Der Deutsche Orden trat in diesem Geschichtsbild als der historische Ahnherr auf, der preußische König wurde, auf ihren Schultern stehend, zum Fortführer und Vollender der Geschichte.



FOTO: DARIUSZ NIEDZIOŁKA VIA WIKIMEDIA.ORG CC BY-SA 3.0

Heute im Mittelschloss der Marienburg zu sehen: vier Hochmeister des Deutschen Ordens nach dem Entwurf von Rudolf Siemering

Statuarischer Ritter

Südlich der Marienburg entstand nach dem Ersten Weltkrieg ein zweites Denkmal. Wenig überraschend, dass auch diesmal der Deutsche Orden den historischen Bezugspunkt bildete. Der zentrale Gegenstand der Erinnerung war nun jedoch die jüngste Vergangenheit: Bei der im Juli 1920 durchgeführten Volksabstimmung über die Zugehörigkeit des Abstimmungsgebietes Marienwerder infolge des Versailler Vertrages hatten sich in Marienburg nahezu 99 Prozent der Abstimmungsberechtigten für den Verbleib beim Deutschen Reich – und mithin gegen Polen – entschieden. Diese Abstimmung, an der alle in der Region geborenen Personen teilnehmen durften, wurde gleichsam als nationale Aufgabe der »heimattreuen« Ost- und Westpreußen aufgefasst und aufwändig, geradezu generalstabsplanmäßig durchgeführt, so dass sich das triumphale Ergebnis als sachliche und moralische Widerlegung der Versailler Entscheidung interpretieren ließ, bei der Einrichtung des »Korridors« auf Volksabstimmungen zu verzichten. An diesen Sieg erinnerte bereits ab 1922 das Abstimmungsdenkmal, das vor der Marienburg aufgestellt wurde.

Die architektonische Basis des Denkmals bildete ein achteckiger Sockel und eine darauf platzierte Säule, so dass dieses Erinnerungs-



FOTO: WALTER MOBIUS – DEUTSCHE FOTOTHEK, GERMANY – CC BY-SA – EUROPEANA.EU/ITEM/437/ITEM_G6PZ8V5VUT054WPF76L2F351SDHY70BQ

Das 1922 errichtete Abstimmungsdenkmal vor der Marienburg

zeichen zumindest entfernt an Obelisken oder die Londoner Nelson-Säule erinnerte, wobei es allerdings nur eine Höhe von einigen Metern erreichte. Die Bronzeplastik, die auf diesem Aufbau präsentiert werden sollte, schuf der Bildhauer Viktor Seifert. Er wurde 1870 im Wiener Vorort Döbling geboren, lebte später in Berlin und ist 1953 auch dort gestorben. Während der 1920er Jahre erhielt Seifert eine Fülle von Aufträgen für Kriegerdenkmale, die in West- und Ostpreußen, aber unter anderem auch in Berlin und im Rheinland aufgestellt wurden.

Für Marienburg entwarf Seifert einen wuchtigen Ordensritter. Das im wahrsten Sinne Statuarische dieser Gestalt wird besonders deutlich, wenn man die Plastik Seiferts mit den Hochmeisterfiguren von Siemering vergleicht, die feingliedriger und zudem mit individuellen Persönlichkeitsmerkmalen ausgestattet sind. Die Hände von Seiferts Ritter ruhen auf einem senkrecht stehenden Schwert, das er – so ist die Darstellung wohl zu verstehen – jederzeit bereit ist, zur Verteidigung des Deutschtums einzusetzen. Genau so brachte es jedenfalls die Inschrift auf dem Sockel des Denkmals zum Ausdruck: »Dies Land bleibt deutsch!« Ein Modell des Figuren-Entwurfs von Seifert ist in der Dauerausstellung des Westpreußischen Landesmuseums zu sehen. ▶



FOTO: BUNDESARCHIV 183-5325-45

Abstimmungsberechtigte in Marienburg 1920



MODELL DES RITTERS (AUS DEN BESTÄNDEN DES WLM)

Victor Seifert aus Berlin entwarf die Figur eines Deutschordensritters für das Abstimmungsdenkmal in Marienburg.

An der Stelle des Abstimmungsdenkmals steht nun die verkürzte Säule mit einer Marienfigur.



Wie ging es weiter?

Gleich nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges wurde das Marienburg Abstimmungsdenkmal entfernt. Wegen seiner Aussage ist das nicht überraschend, von der polnischen Bevölkerung konnte es nur als gegen sie selbst gerichtet verstanden werden. Dennoch blieb der Sockel in leicht veränderter Form erhalten. Die darauf stehende Säule, auf der bis 1945 der Ordensritter von hoher Warte herabblickte, wurde jedoch verkürzt. Sie trägt nun eine zart wirkende weiße Marienfigur mit ausgebreiteten Armen – ein starker Kontrast zur Abwehrhaltung des bewaffneten Ritters mitsamt Schwert. Wer heute aus Deutschland hierher ins polnische Malbork kommt, wird angesichts dieser Muttergottes natürlich an den deutschen Namen Marienburg – und damit zugleich an die Patronin des Deutschen Ordens – denken. Zudem verweist sie schon auf die in den vergangenen Jahren bis 2016 restaurierte mittelalterliche Marienfigur, die auf der Ostseite der Ordensburg, im Chorscheitel der aus der Anlage hervorspringenden Annenkapelle, zu sehen ist.

Neben dem Säulenfuß und dem hohen Kapitell ist vom Volksabstimmungsdenkmal übrigens auch der Schaft der Säule erhalten geblieben. Aufmerksame Spaziergänger können ihn in der Nähe der St. Johanneskirche in einem Klostergarten entdecken: Die Buchstaben der Inschrift sind selbstverständlicherweise entfernt worden, und auf einem neuen Sockel trägt die Säule nun eine Christopherus-Gestalt.

Geradezu entgegengesetzt verlief die weitere Geschichte des Denkmals für Friedrich den Großen.

Sein Standort ist heute nicht mehr genau feststellbar. Bereits vor der Aufstellung des Denkmals, um die Mitte des 19. Jahrhunderts, war von Preußen stark in den Bereich der Vorburg eingegriffen worden: Der Bahndamm der auch strategisch wichtigen Ostbahn von Berlin nach Eydtkuhnen an der russischen Grenze wurde quer durch ihn hindurchgeführt. Heute lässt der Bereich der Vorburg seine historische Prägung nur noch erahnen. Immerhin ist auf der Ostseite noch ein Teil der Maueranlage erhalten, und seit einiger Zeit sind dort intensive Restaurierungen und Neubauvorhaben im Gange. Auf der Fläche vor dem Portal des Mittelschlusses, wo das Denkmal für den Preußenkönig stand, befindet sich wieder eine schlichte kleine Gartenanlage.

Während das Standbild Friedrichs des Großen wie auch das des Ordensritters von Seifert nach 1945 vernichtet wurden, blieben die

Der Säulenschaft des Abstimmungsdenkmals mit einer Christopherus-Figur in einem Klostergarten nahe der St. Johanneskirche



FOTO: ANONYM

vier Bronzefiguren der Hochmeister erhalten. Sie gingen in den Besitz des Schlossmuseums Marienburg über, wurden restauriert und sind

heute sogar wieder auf der Marienburg zu sehen: Obwohl sie einmal Teil eines Denkmals waren, das eine vorrangig deutsche Prägung der Region behauptete und der Deutsche Orden von deutscher Seite stets als Vorläufer Preußens und des Reiches gesehen wurde, gab es schließlich keine Vorbehalte mehr gegen die Aufstellung der Werke von Rudolf Siemering im Hof des Mittelschlusses.

Jetzt stehen sie dort in loser Folge nebeneinander, ein wenig wie Schaufensterpuppen, aber gewissermaßen befreit von der Last, den »Alten Fritz« tragen zu müssen. So erscheinen sie nun wieder als historische Akteure eigenen Rechts, die zur deutschen Geschichte ebenso gehören wie zur polnischen. Am deutlichsten ist das beim ganz rechts platzierten Albrecht von Hohenzollern: Er regierte nach 1525 noch dreiunddreißig Jahre lang als Herzog in Preußen, hatte sich dafür im Vertrag von Krakau aber lehensrechtlich dem polnischen König Sigismund unterordnen müssen – der im Übrigen auch Albrechts Onkel war.

✎ Alexander Kleinschrodt

Ein polnisches Denkmal für Elbing

Das »Denkmal der
Wiedergeburt«
und seine Renaissance



FOTO: TILMAN ASMUS FISCHER

Jede Epoche hinterlässt ihre eigenen – und oftmals sehr problematischen – Denkmäler. Wenn sich die Umstände und Kontexte ändern, können sich auch leicht die Bedeutungen und Interpretationen verschieben. Ein treffliches Beispiel für solch einen Prozess ist das sogenannte »Wiedergeburtsgedenkmal« (Pomnik Odrodzenia) in Elbing, das Mitte der 1970er Jahre errichtet wurde, als die *Polska Zjednoczona Partia Robotnicza* (PZPR), die Polnische Vereinigte Arbeiterpartei, den Staat beherrschte.

Die gewaltige Konstruktion auf dem einstmaligen großen Platz sollte den Wiederaufbau des explizit polnischen Elbing nach den Zerstörungen des Krieges symbolisieren. Trotz dieser unmissverständlichen Botschaft hat sich die Bedeutung nach 1989 allerdings weitgehend verschoben. Dieser Ort wurde zu einem Relikt der kommunistischen Ära und taugte nur noch als Treffpunkt für Anhänger der Linken oder die Mitglieder der kommunistischen Partei. Demgegenüber plädierten etliche Bürger dafür, das Denkmal, das zunehmend unansehnlich und verunstaltet wurde, abzureißen. Heute, nach einer vollständigen Sanierung, ist es aber zu einem festen Element der jüngeren Stadtgeschichte geworden. – Um die Idee und den ursprünglichen Kontext besser verstehen zu können, soll zunächst die Nachkriegsrealität Elbings genauer betrachtet werden.

Impulse für eine darniederliegende Stadt

Die Voraussetzungen für das Konzept eines Denkmals und eines öffentlichen Platzes der »Wiedergeburt« wurden bereits 1945 geschaffen. Das Terrain zwischen dem damaligen Neuen Amtsgericht an der Bismarckstraße, der Heinrich-von-Plauen-Schule und dem Äußeren Mühlendamm wurde beim Kampf um Elbing stark in Mitleidenschaft gezogen. Das Gerichtsgebäude konnte seine Funktion behalten, und das repräsentative Schulgebäude wurde nun zum Sitz der Stadtverwaltung. Die übrigen, weitestgehend zerstörten Gebäude, zahlreiche mehrstöckige Mietshäuser, aber auch eine Mühlenanlage und weitere Bauten wurden alsbald abgerissen, so dass am früheren Äußeren Mühlendamm nur noch wenige Mietshäuser, eine Schule

und kleinere Gebäude übrig waren. Der Boden bestand aus zerkleinerten Ziegelsteinen. Seine rote Farbe im Umfeld des Gerichts und des »Präsidioms des städtischen Nationalrats« – wie das Rathaus zu dieser Zeit genannt wurde – bildete den Grund dafür, dass die neuen Bewohner diese Fläche als »Roten Platz« bezeichneten.

Nach der Periode des »Taufwitters« im Jahr 1956 widmete der Nationale Stadtrat den neuen Platz der »Nationalen Einheit«. Neben kommunistischen Versammlungen und Aufmärschen fanden hier auch die durch die Streiks vom Dezember 1970 ausgelösten Auseinandersetzungen mit der Staatsmacht statt, bei denen es zwischen der Miliz und der Armee, die sogar Panzer einsetzten, sowie den Arbeitern und anderen Einwohnern zu regelrechten Schlachten kam. Hierbei waren ein Toter und viele Verletzte zu beklagen; zudem kam es späterhin zu etwa 500 Festnahmen von Protestierenden. – Bei diesen Streiks hatte sich Boleslaw Smagała, ein führendes Mitglied der PZPR, dadurch profiliert, dass es ihm gelang, zwischen den Konfliktparteien zu vermitteln – und er wurde danach auch zu einer Schlüsselfigur in der Geschichte des Denkmals.

Smagała wurde von der Woiwodschaftsverwaltung in Danzig zum ersten Sekretär des Stadt- und Kreis Ausschusses in Elbing ernannt, damit er die Wellen der Empörung weiter glättete. Er kannte die Stadt und ihre Probleme, denn er lebte und arbeitete schon in den 1960er Jahren in Elbing. Dies war ein völlig vernachlässigter, geradezu deprimierender Ort, von dem die Einheimischen sagten, er bestehe aus »sieben Dörfern, die durch eine Straßenbahn verbunden sind«. Die Altstadt war abgerissen worden, um Baumaterialien für andere polnische Städte zu gewinnen; es gab kein Stadtzentrum

mehr, es fehlten Wohnungen und kulturelle Einrichtungen; zudem blieben alle kommunalen Dienstleistungen unterfinanziert, und die öffentlichen Verkehrsmittel waren veraltet. Auf der Aufgabenliste des Woiwodschafts Komitees in Danzig nahmen die Bedürfnisse dieser Stadt regelmäßig den untersten Rang ein.

Aus heutiger Perspektive ist es schwierig, kommunistische Funktionsträger zu beurteilen. Der 1936 geborene und 2022 verstorbene Bolesław Smagała war Autor einiger Bücher; darunter findet sich der Titel *Ten twój Elbląg* [Dein Elbing], in dem er eine farbige Schilderung der Ereignisse während seiner politischen und sozialen Aktivitäten von 1962 bis 1975 gibt. Auch wenn der Autor hier gewiss ein subjektives Bild seiner Tätigkeiten entwirft, bleibt einer seiner größten Erfolge doch unbenommen, dass er die Aufmerksamkeit von hochrangigen Regierungsbeamten in Warschau auf die schlechte Lage dieser Stadt lenken konnte und im Februar 1972 ein Beschluss »Über die Entwicklung und Modernisierung von Elbląg bis 1975 mit Annahmen für die Folgejahre« gefasst wurde.

In Elbing vollzog sich nun ein regelrechter Zivilisationssprung. Mit zentralen Geldmitteln begann eine vehemente Modernisierung der Stadt, wie sie in den Jahren seit dem Kriegsende undenkbar gewesen wäre. Eine moderne Musikschule und eine Zweigstelle der Technischen Universität Danzig wurden geplant, die wichtigsten Fabriken konnten endlich modernisiert werden, es entstanden zahlreiche neue Wohnungen, die Wasserwerke wurden renoviert und erweitert, und schließlich begann der Bau eines zeitgemäßen Krankenhauskomplexes sowie einer Umgehungsline für den Eisenbahnverkehr. Diese Epoche der 1970er Jahre, die nach den Dezemberunruhen einsetzende Regierungszeit des Ersten Sekretärs der PZPR, Edward Gierek, bleibt für ältere Einwohner von Elbląg noch immer als eine Zeit des Aufschwungs und der dynamischen Entwicklung der Stadt in Erinnerung. In diesen Jahren war Elbing eine der größten Baustellen Polens.

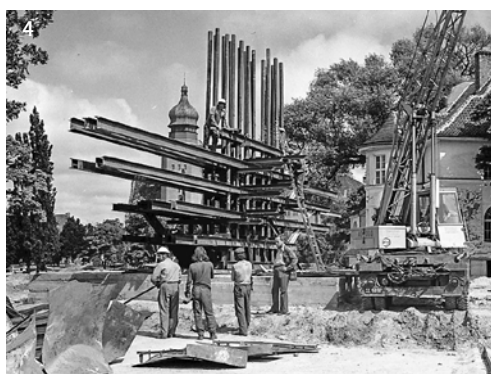
1 Arbeit an der Szene, in der Elbinger Bürger König Kazimierz Jagiellończyk huldigen, im Krakauer Atelier von Jan Siek

Ein Denkmal nimmt Gestalt an

Eine von Smagałas Ideen war es, im Stadtzentrum ein Denkmal zu errichten, »das an das Polentum Elbings im Laufe der Jahrhunderte und heute« erinnern sollte und selbstverständlicherweise der damaligen Geschichtsdoktrin der herrschenden Partei gehorchte. In Elbing fehlten solche polnischen Symbole noch gänzlich, und so wurde dieser Vorschlag enthusiastisch gefördert. Am 17. Juli 1972 wurde das »Komitee für den Bau des Wiedergeburtssdenkmals« gegründet. Die öffentliche Resonanz war überwältigend; sogar der Probst der St. Nikolaigemeinde ließ sich einladen, dem Komitee beizutreten.

Für die Gestaltung des Denkmals wurde ein Wettbewerb ausgeschrieben. Gleichzeitig sollten auch Konzepte für die Neugestaltung des gesamten »Platzes der Nationalen Einheit« entwickelt werden, der immer noch eine leere Fläche bildete – abgesehen von einstöckigen Einkaufspavillons, die dort in den 1960er Jahren gebaut worden waren und zur Verschönerung der Stadt gewiss keinen Beitrag zu leisten vermocht hatten. Zum Wettbewerb gingen 40 Beiträge ein, und am 19. Mai 1973 entschied sich die Auswahlkommission für den Denkmal-Entwurf von Jan Siek und favorisierte die stadtplanerischen Vorschläge, die von den Krakauer Architektinnen bzw. Architekten Maria Rezaczyk, Barbara Bielec und Lucjan Saduś unterbreitet worden waren: Den freien Raum sollten moderne Gebäude füllen, so dass die Bebauungslücken zwischen dem Rathaus und dem Trauguttpark, den ehemaligen Friedhöfen von St. Annen und St. Marien, geschlossen würden. Das Amtsgericht wäre dadurch verdeckt worden, und der kleine Platz davor sollte (wie es bis heute geschieht) als Parkraum genutzt werden. In der Nähe des Rathauses und der Musikschule war überdies der zweispurige sogenannte »Weg der Generäle« projektiert. Diese Pläne wurden letztlich allerdings kaum realisiert: Außer der Musikschule wurden keine weiteren Gebäude errichtet.

Der Entstehungsprozess des Denkmals nahm zwei Jahre in Anspruch. Die feierliche Enthüllung und die Einweihung des Platzes fanden am 22. Juli 1975 statt. Über 20.000 Elbinger und viele Ehrengäste waren anwesend. Finanziert durch zahlreiche Spenden von





Das Wiedergeburtsskulptur in seinem gegenwärtigen Zustand



Die Ost- bzw. Rückseite



FOTOS: BARTLOMIEJ BUTRYN

- 1 Kämpfe mit den Rittern des Deutschen Ordens
- 2 Soldaten der Roten Armee, dargestellt als Befreier Elbings
- 3 Symbole und Szenen auf der Ostseite

Privatpersonen und Fabriken, sollte es nun die Wiedergeburt Polens und die Wiederbelebung der geschundenen Stadt veranschaulichen und im öffentlichen Bewusstsein verankern.

Das massive Werk mit den respektablen Maßen von 18 x 8 m soll an eine flatternde Fahne gemahnen. Es wurde im Krakauer Atelier von Jan Siek und in den Elbinger Zamech-Werken hergestellt. Das Material, aus dem es gefertigt wurde – Messing und Kupferblech –, verlieh ihm eine goldfarbene Tönung und ließ es im Sonnen- oder auch Scheinwerferlicht in mannigfacher Weise schimmern und gleißen. In der Zeit der sozialistischen Mangelwirtschaft war die Be-

schaffung großer Mengen an Kupferblech allerdings ein erhebliches Problem. Glücklicherweise halfen hier die Kontakte, die Smagała und das Komitee zum Ministerium für Schwerindustrie aufnahmen, eine Lieferung dieser Materialien zu arrangieren – und es, da auch Warschau das Vorhaben als vorrangig einschätzte, sogar kostenlos zu erhalten. Das Innere des Denkmals besteht aus Formelementen, die ihrerseits auf horizontalen Stahlträgern ruhen. (Die Träger waren glücklicherweise beim Bau einer Werkshalle der Elbinger Fabrik für Automobil-Beschläge übriggeblieben.) Schlosser und Schweißer der Zamech-Werke (der ehemaligen Schichau-Werke) fügten schließlich die von Jan Siek gestalteten profilierten Kupferbleche und in Elbing hergestellten Messingguss-Teile zusammen.

Der Bildhauer hat in einzelne Partien der »Flagge« Symbole und Szenen eingefügt, die aus der damaligen polnischen Sicht heraus für die Geschichte Elbings bedeutsam waren. Auf der Vorderseite, der Westseite, befinden sich die beiden blanken »Grunwald-Schwerter«, die bis heute fest mit Vorstellungen von der mutigen, tapferen und ruhmreichen polnischen Nation assoziiert sind, sowie eine Kampfszene aus der Schlacht von Tannenberg / Grunwald im Jahre 1410. Die zweite, dort zusätzlich genannte Jahreszahl – 1454 – verweist auf einen ebenfalls dargestellten historischen Vorgang: die Huldigung, die dem polnischen König Kazimierz Jagiellończyk am Beginn des Dreizehnjährigen Krieges durch Repräsentanten des Elbinger Rates dargebracht wird. Weitere Bildfelder zeigen einen polnischen Adler – der zu jener Zeit auf seine Krone verzichten musste –, eine Gruppe jener sowjetrussischen Soldaten, die Elbing im Februar 1945 eroberten oder, wie es damals hieß, befreiten, sowie die Jahreszahlen der Wiederentstehung des polnischen Staates und deren 30-jährigen Jubiläums: 1945 und 1975.

Auf der Rückseite finden sich Motive, die im Zusammenhang mit Elbings Geschichte als Stadt der Seefahrt und des Handels stehen oder auf die Tradition des Schiffbaus und der Schwerindustrie verweisen. Symbolisiert wird zudem das Miteinander von Indus-



- 2 Die einzelnen Formteile des polnischen Adlers werden in Elbing zusammengefügt.
- 3 Teile für die Innenkonstruktion
- 4 Errichten des Trägersystems – im Hintergrund die ehemalige Heinrich-von-Plauen-Schule
- 5 Montage der Formelemente im Inneren des Denkmals
- 6 Während der Einweihung, am 22. Juli 1975*

trie und Landwirtschaft, das die Grundlage des Wohlstands in einem kommunistischen Arbeiter- und Bauernstaat bildet; und schließlich werden zwei Szenen gezeigt: ein werktätiger Proletarier innerhalb eines Produktionsprozesses sowie eine glücklich und friedvoll lebende Familie, denen allen die Früchte des gesellschaftlichen Fortschritts im Sozialismus verheißen sind.

Im Blick auf die inhaltliche Aussage wird rasch deutlich, dass die genannten Bedeutungsträger den ideologischen Vorgaben der damaligen Zeit verpflichtet sind – wodurch auch gewisse Ungenauigkeiten in Kauf genommen wurden. Im Jahr 1410 kämpften die Einwohner von Elbing bei Tannenberg beispielsweise auf der Seite des Deutschen Ordens, nicht auf derjenigen des polnischen Königs. Darüber hinaus ist daran zu erinnern, dass es der Orden war, der Elbing gegründet hat, dass Neusiedler aus dem deutschsprachigen Raum in die Stadt kamen und dass Elbing bis 1945 eine zweifelsfrei deutsche Stadt mit einer homogen deutschsprachigen Bevölkerung gewesen ist. Trotz der gewiss gegebenen und in ihrem Ausmaß nicht zu unterschätzenden Verbindungen zu Polen und dem Polentum bildete die tragende Aussage des Bildprogramms, dass hier eine »Rückkehr ins Vaterland« zu feiern sei, somit eine bewusste, realitätsferne Geschichtsfälschung, die sich allerdings bruchlos in das insgesamt dominierende Narrativ einpasste, bei den ehemals deutschen Provinzen handele es sich im Grunde um »wiedergewonnenen Gebiete«.

Bedeutungsverlust und Renaissance

Im Jahr der Einweihung, 1975, wurde Elbing durch eine landeseigene Gebietsreform zur Hauptstadt einer eigenen Woiwodschaft. Der »Platz der Wiedergeburt« (der späterhin in »Platz der Verfassung« umbenannt wurde) wurde nun häufig zum Ort offizieller staatlicher Aufmärsche, Proklamationen und Festakte. Mit Ausnahme der Musikschule wurden, worauf schon hingewiesen worden ist, die ursprünglichen Ausbau-Pläne mit repräsentativen modernen Gebäuden nicht realisiert. Mit der Zeit oxidierten das Kupfer wie das Messing und verdunkelten sich; schließlich wandelte sich die Oxidschicht in grüne Patina.

Auch die Lebenswirklichkeit in der Volksrepublik Polen wurde durch eine massive Wirtschaftskrise, die Verhängung des Kriegsrechts in den Jahren von 1981 bis 1983 sowie die allgemein um sich greifende Armut der Bevölkerung immer düsterer. Als Polen 1989 dann seine volle Souveränität wiedererlangte und der Adler im Staatswappen seine Krone zurückerhielt, verlor das Wiedergeburtssdenkmal seine Aussagekraft und wurde zunehmend ignoriert, wenn nicht missachtet. Der Ort wurde jetzt von Skateboard-Fahrern genutzt, und die großen Metallflächen lockten naturgemäß Graffiti-Künstler an. Dieser Niedergang ist eingangs bereits erwähnt worden: Während das Denkmal am 1. Mai noch einigen Linken als Treffpunkt diente, wurden die Stimmen immer lauter, die einen Abriss dieses fremd gewordenen kommunistischen Schandmals forderten, das fortgesetzt von der damaligen Versklavung der polnischen Nation



Der Zustand des Denkmals im Jahre 2016

Symbole des Arbeiter- und Bauernstaates vor der Renovierung



künde. Da die Erinnerung an die Stadtentwicklung während der 1970er Jahre aber dazu geführt hat, dass die Zeit des Sozialismus in Elbing nicht nur negativ eingeschätzt wird, fanden solche radikalen Postulate keine Mehrheit.

Stattdessen wuchs in der Bevölkerung die Sensibilität für den künstlerischen und kulturellen Wert des Denkmals, und so wurde dessen Renovierung 2021 im Rahmen des »Bürgerhaushalts« vorgeschlagen. Unter den eingereichten Projekten wurde dieses dann tatsächlich ausgewählt und konnte schon 2022 realisiert werden. Die Kosten waren zunächst auf 480.000 Złoty veranschlagt worden; nach dem Beginn der Arbeiten stellte sich jedoch heraus, dass auch der Sockel saniert werden musste. Der nun zusätzlich nötige Betrag in Höhe von 225.000 Złoty konnte aus dem allgemeinen Budget der Stadt gedeckt werden.

Auf diese Weise erlangte das Denkmal seinen alten Glanz zurück, der zuvor nur aus historischen Fotos erschlossen werden konnte. Dabei tritt nun freilich die ursprüngliche Botschaft deutlich in den Hintergrund, denn die große nationale Erzählung, die dem Konzept zugrunde lag, ist in ihren rein ideologischen Voraussetzungen längst durchschaut und überwunden. Stattdessen gewinnt dieses restaurierte Relikt des kommunistischen Staates aus der Distanz heraus deutlich an ästhetischem Wert und wandelt sich zu einem identitätsstiftenden Monument der jüngeren Stadtgeschichte: Nun erinnert es – jenseits eines einhelligen Urteils über die Zeit des Kommunismus – vor allem auch an die Generationen, die Elbing unter entbehrungsreichen Umständen nach 1945 wieder aufgebaut haben.

st Bartosz Skop

* Bildauswahl aus einer zeitgenössischen Fotoreportage von Czesław Misiuk
Quelle: https://www.portel.pl/fotoreportaz/elblag-z-lat-70-na-zdjeciach-czeslaw-misiuka-pomnik-odrodzenia/9472?fbclid=IwAR35Melh9CBj8wK_WDF8QsRHisMxUPVp5kN01vLWM3YxBQndqo0koqaDSIO

Stein gewordene Erinnerung

Westpreußische Denkmäler nach dem Ende der kommunistischen Gewalt-herrschaft – eine Spurensuche

»UND JAKOB NAHM EINEN STEIN UND RICHTETE IHN AUF ALS DENKMAL.« (Gen 31,45) Bereits das Alte Testament bezeugt das ur-menschliche Bedürfnis, existenziellen Erlebnissen und Erfahrungen sichtbaren und dauerhaften Ausdruck zu verleihen, sie durch das Errichten von Gedenksteinen – später Denkmälern – in das Gesicht der Landschaft einzuschreiben. Im Moment erleben wir vielfältige Debatten um die symbolische Gestaltung des öffentlichen Raums in Form von Straßennamen oder Denkmälern. Solche Diskussionen, wie wir sie in freiheitlichen Demokratien führen, waren und sind in autoritären Systemen nicht möglich. In ihnen ist der öffentliche Raum den Narrativen der politischen Führung unterworfen. Dies galt auch für die Volksrepublik Polen – mit der Folge, dass in den historischen deutschen Ostgebieten Erinnerungen an die früheren Bewohner eliminiert, die verbliebene deutsche Bevölkerung mangels der Möglichkeit politischer Artikulation von der Gestaltung des öffentlichen Raums ausgeschlossen und ein sichtbares Gedenken an deutsche Kriegsgesichter per se tabuisiert war.

Mit dem Ende der kommunistischen Gewaltherrschaft fand nicht nur eine Demokratisierung des politischen Systems, sondern ebenso eine solche der Erinnerungskultur und des öffentlichen Raums statt. Bisher unterdrückte Positionen hatten die Möglichkeit, sich zu artikulieren. Was bedeutet dies für die Denkmal-Landschaft einer Region? Dies sei im Folgenden für das Land an der unteren Weichsel nachvollzogen. Hier kam es seit 1990 zu vielfältigen Initiativen, das deutsche Erbe als Teil gemeinsamer deutsch-polnischer Geschichte sowie das Schicksal der deutschen Vertreibungsoffer öffentlich bewusst zu machen. Initiatoren waren sowohl Angehörige der deutschen Volksgruppe und Heimatvertriebene als auch Kirchengemeinden oder weitere zivilgesellschaftliche und kommunale Akteure. Welche historischen Phänomene werden mit den von ihnen errichteten Denkmälern auf welche Weise thematisch? Und welche gestalterischen Akzente setzen die unterschiedlichen Denkmäler?

Für eine Spurensuche bietet sich der von Gisela Borchers erstellte und 2013 von der LANDSMANNSCHAFT WESTPREUSSEN herausgegebene Katalog *Erinnerungsstätten in Westpreußen* als Ausgangspunkt an. Auch wenn diese Zusammenschau – schon ob der Tatsache, dass sie vor zehn Jahren erschienen ist – keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben kann, vermag sie doch eine grundlegende Orientierung zu geben über die Entwicklungen der westpreußischen Denkmal-Landschaft nach dem Fall des Eisernen Vorhangs. Versucht man, aus den zusammengetragenen 134 Erinnerungsstätten

eine Typologie westpreußischer Denkmäler zu entwickeln, ergeben sich auf den ersten Blick zwei große Kategorien: Es sind dies zunächst Denkmäler, die sich auf die Geschichte der Region vor Flucht und Vertreibung beziehen, und sodann solche, die ebendiese im Rahmen des Zweiten Weltkrieges thematisieren.

Verschwundene Friedhöfe



Zweisprachiges Denkmal »Zur Erinnerung an die Deutschen, die auf heute nicht mehr bestehenden Danziger Friedhöfen begraben wurden« auf dem Garnisonsfriedhof (Hagelsberg)

Die bedeutendste Gruppe der auf die Geschichte Westpreußens bezogenen Denkmäler bilden Gedenksteine und Erinnerungstafeln für frühere städtische sowie evangelische, katholische, mennonitische und jüdische Friedhöfe (im Einzelfall auch von Familiengräbern) bzw. zur Erinnerung an die deutsche Vorgeschichte von Friedhöfen, die heute noch bestehen. Diese Dominanz verwundert nicht – stellt das Grabmal selbst bereits eine der ältesten und in unterschiedlichen Kulturen verbreitete Form des Denkmals und des Personengedächtnisses dar. Die an zerstörte Friedhöfe erinnernden Gedenksteine greifen naheliegenderweise die Form von Grabsteinen auf – in der Regel dürften sie wohl von ortsansässigen Steinmetzen gefertigt worden sein. Dies gilt auch für die Gestaltung von Gedenksteinen, die – wie in Graudenz oder Marienburg – an mehrere Friedhöfe einer Gebietskörperschaft oder im ländlichen Raum vielfach an sämtliche Friedhöfe eines Kirchspiels erinnern. Dementsprechend wurde auch von der Deutschen Minderheit auf dem Garnisonsfriedhof am Hagelsberg ein Gedenkstein errichtet, und zwar im Jahre 2001, d. h. nur ein Jahr bevor der seitens der Stadt geschaffene »Friedhof der nicht existierenden Friedhöfe« entstand.

Dieser stellt – so die offizielle Interpretation durch die Stadt Danzig – eine »Form der Wiedergutmachung für die Verwüstung und Auflösung der ehemaligen Danziger Friedhöfe nach dem Krieg« dar, »eine Form der Erinnerung an alle die, die keine Gräber bzw. keinen Grabstein mehr haben«, – wobei dezidiert die religiöse Dimension des Totengedächtnisses akzentuiert wird:

Neben den sich dort befindenden original[en] Grabplatten von aufgelösten Friedhöfen befindet sich dort an zentraler Stelle ein »Altar« mit der Inschrift »Denen, die keine Namen haben«. Er



FOTO: DEEHEKER VIA WIKIMEDIA.ORG, CC BY-SA 3.0

**Friedhof der nicht mehr existierenden Friedhöfe
in Danzig auf dem Hagelsberg**

ragt aus den Trümmern zerbrochener Grabplatten empor, die Embleme verschiedener, im alten (wie auch im heutigen) Danzig verretener Religionsgemeinschaften tragen. (gdansk.pl)

Die Gestaltung des »Altars« verwendet dabei eine spezifische Motivik, die nicht nur der Bruchstückhaftigkeit des sie umgebenden Lapidariums entspricht, sondern die sich zugleich als theologische Aussage über den unvollständig-fragmentarischen Charakter der menschlichen Existenz lesen lässt. Kann dieses Moment als anthropologische Konstante in der Lebensgeschichte und Identität jedes Menschen aufgefunden werden, so tritt sie doch in den Schicksalen, die sich mit Krieg und Vertreibung verbinden, in besonderer Weise hervor. Insofern funktioniert das Denkmal nicht nur als Verweis auf die verlorenen Friedhöfe, sondern eröffnet zugleich eine Bildsprache, die von den Angehörigen der dort Bestatteten zu Erfahrungen aus der eigenen Lebens- oder Familiengeschichte in Beziehung gesetzt werden kann. Auch in Elbing wurden überkommene Grabsteine zerstörter Friedhöfe in vergleichbarer Weise in einem Lapidarium zusammengetragen.



QUELLE: ERINNERUNGSSTÄTTEN IN WESTPREUSSEN, S. 36

**Im Jahr 2000 fertiggestelltes Lapidarium zum Gedenken an die
in Elbing bis 1945 verstorbenen Bürger am Baumschulenweg**

Anwesenheit des Abwesenden

Von den der (zumeist christlich konnotierten) Sepulkralkultur eng verbundenen Erinnerungsformen an verschwundene Friedhöfe und die dort Begrabenen lassen sich Linien ziehen zu den weiteren Typen von Denkmälern, die wir hier betrachten wollen. Dies betrifft zum einen das Bedürfnis, an nicht mehr existente historische Gebäude und die mit ihnen verbundenen Menschen zu erinnern. Auch hier werden zumeist Gedenksteine aufgestellt, um auf Abwesendes zu verweisen, es in der Betonung seiner Abwesenheit wieder anwesend zu machen. Auffällig ist, dass es sich hierbei vor allem um Kirchen handelt und somit, wie bei den Friedhöfen, abermals um religiöse Erinnerungsorte; im Falle der Kirchen um solche, mit denen sich nicht nur die Feste des Jahreskreises bzw. Kirchenjahres, sondern

ebenso biographische Passagenriten (Taufe, Kommunion bzw. Konfirmation, Trauung und ggf. Trauerfeiern) verbinden. Ästhetisch interessant ist die Gestaltung eines Gedenksteins für die 1967 abgerissene evangelische Kirche in Heidemühl (Kreis Konitz).



QUELLE: ERINNERUNGSSTÄTTEN IN WESTPREUSSEN, S. 60

**Denkmal in Heidemühl, Kr. Konitz,
errichtet an der Stelle, an der von
1889 bis 1967 eine evangelische Kirche
gestanden hat**

Dieser besteht nicht aus bearbeitetem Naturstein, sondern stellt das Imitat einer Gemäuerruine dar, in der ein einzelner Stein des ursprünglichen Gebäudes als Relikt bewahrt bleibt. Damit wird in besonderer Weise sowohl das Verlorene symbolisch vergegenwärtigt als

auch – ähnlich wie im Falle des »Friedhofs der nicht existierenden Friedhöfe« – auf das Fragmentarische der menschlichen bzw. historischen Existenz verwiesen. In diesen Zusammenhang gehören im Übrigen Erinnerungstafeln, die an entwidmeten oder anderen Konfessionen übertragenen Kirchengebäuden auf die ursprünglich dort ansässige Gemeinde verweisen, wie etwa auf den Sitz des ersten Betsaals der Mennonitengemeinde in Elbing.



QUELLE: ERINNERUNGSSTÄTTEN IN WESTPREUSSEN, S. 39

**Gedenktafel an dem Elbinger Gebäude in der ul. Garbary 12. Die
Inscript erläutert in polnischer, deutscher, englischer und nieder-
ländischer Sprache, dass sich hier in den Jahren von 1590 bis 1900
die Kirche (der Betsaal) der Mennonitengemeinde befunden habe.**

Andere Gedenktafeln erinnern an Institutionen, die zwar nicht von religiöser, jedoch von allgemein lebensweltlicher oder biographischer Bedeutung waren: Dies gilt für die frühere Wache der Elbinger Berufsfeuerwehr, auf die in der Hindenburgstraße ein klassischer Gedenkstein verweist, ebenso wie für Schulen. So macht an der Henryk-Sienkiewicz-Schule in Marienburg eine Tafel deren Geschichte als Luisenschule bis 1945 kenntlich. Dass Denkmäler nicht nur mit Verlust in Verbindung stehen, sondern sich auch der Motivation verdanken, kulturelle Traditionen einer gesellschaftlichen Gruppe wie der deutschen Minderheit öffentlich zu exponieren, zeigt ein Beispiel aus Rehlfeld (Kreis Stuhm): Hier erinnert ein von der Deutschen Minderheit Stuhm-Christburg gestifteter Naturstein mit Metalltafel an den dort bis Ende des 19. Jahrhunderts bestehenden »Hammerkrug«, eine Schmiede mit Wirtshaus.

Ergänzen ließe sich hier noch eine Reihe von Gedenksteinen und -tafeln, die an Geburts- und Wohnhäusern auf Persönlichkeiten von lokal- bzw. regionalhistorischer wie zeitgeschichtlicher und über-



Gedenkstein in Rehlf, Kr. Stuhm, zur Erinnerung an den HAMMERKRUG

regionaler Bedeutung hinweisen. Auch diese erfüllen die Funktion, bis zum Ende der kommunistischen Diktatur bestehende Lücken in der Erinnerungslandschaft zu schließen.



Denkmal für die im Ersten Weltkrieg gefallenen Einwohner der Kirchengemeinde Baumgarth, 2006 wiederhergestellt durch die Vereinigung der Deutschen Minderheit Stuhm-Christburg

gen Beschriftung »Gedenket der Toten – Frieden dieser Stadt« und mithin ohne eine differenzierende Benennung einzelner Opfergruppen des Krieges auskommt. Andere Denkmäler

hingegen konkretisieren sehr detailliert die Personen und Ereignisse, auf die sie Bezug nehmen. So heißt es etwa auf einer 1999 von der Truso-Vereinigung an der Dorfkirche Lenzen (Kreis Elbing) installierten zweisprachigen Erinnerungstafel: »An die bei Kriegsende 1945 in Lenzen ermordeten und an den Folgen des Krieges gestorbenen und gefallenen 286 Dorfbewohnern und den in Lenzen erschossenen deutschen Soldaten.«

Erinnerung an Krieg und Vertreibung

Eine Zwitterposition zwischen den beiden Kategorien der kulturhistorischen Denkmäler und jener, die Flucht und Vertreibung sowie den Zweiten Weltkrieg als ihren Kontext thematisieren, nehmen wiederhergestellte und neu errichtete Kriegerdenkmäler bzw. Gedenksteine für Gefallene des Krieges 1870/71 sowie des Ersten Weltkrieges ein, insofern sie einerseits die Geschichte Westpreußens vor der Vertreibung dokumentieren, andererseits jedoch Gestaltungsformen prägen, die nach 1945 aufgegriffen werden. Dabei knüpfen auch sie sämtlich an den Archetypus des Grabmals an. Zu einer gewissen einheitlichen Anmutung der Denkmäler für Gefallene verschiedener Epochen trägt zudem der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge bei, der etwa in Danzig auf dem Hagelsberg um das Jahr 2000 sowohl die Grabstätte deutscher Soldaten aus dem deutsch-französischen Krieg als auch diejenige der Gefallenen des Ersten Weltkrieges in schlichter moderner Gestalt wiederherstellte. Der Krieger-Gedenkstein aus dem Ersten Weltkrieg in Baumgarth (Kreis Stuhm) wiederum wurde gemäß dem historischen Vorbild und somit in traditioneller Gestalt auf Initiative von Heimatkreis und deutscher Minderheit rekonstruiert. Gemeinsam ist sämtlichen Kriegerdenkmälern die Gestaltung in strengen Formen und zumeist in Schwarz- wie Grautönen.

An die moderne und schlichte Gestalt der älteren Kriegerdenkmäler auf dem Hagelsberg kann die dortige – gleichfalls vom Volksbund errichtete – Grablege für deutsche Gefallene des Zweiten Weltkrieges anknüpfen. Sie wird durch ein Totenbuch ergänzt, das den dort erinnerten Schicksalen Namen gibt. Weniger standardisiert sind die teils aus privater Initiative entstandenen Denkmäler, die sowohl an die Opfer des Nationalsozialismus als auch an die Opfer von Flucht und Vertreibung erinnern. Ein Alleinstellungsmerkmal kommt dem bekannten Denkmal zur Erinnerung an die Eisenbahntransporte jüdischer Kinder aus der Freien Stadt Danzig nach England 1938/1939 auf dem Vorplatz des Danziger Hauptbahnhofs zu, insofern es plastisch die Betroffenen – Kinder am Bahnsteig – als Gerettete zeigt. Besondere Erwähnung verdient zudem ein Gedenkstein aus dem Jahr 1996 in Tiegenhof (Kreis Großes Werder), der mit der zweisprachigen



Gedenkstein im Tiegenhof: »Gedenket der Toten – Frieden dieser Stadt«



Gedenktafel für Erich Brost am Archäologisch-Historischen Museum in Elbing

Bereits diese wenigen Beispiele zeigen, wie sich die westpreussische Denkmal-Landschaft im Zeitraum einer Generation pluralisiert hat. Dabei sind die oft von deutschen und polnischen Initiatoren gewählten Themen und Gestaltungsformen nicht

zuletzt auch ein Zeugnis der grenzüberschreitenden Verständigung. Inzwischen finden sich sogar auch solche Denkmäler, die auf wichtige Akteure ebendieses Verständigungs- und Versöhnungsprozesses selbst verweisen. So erinnert in Elbing etwa am ehemaligen Gymnasium eine Gedenktafel an den Publizisten Erich Brost als einen »Mann der deutsch-polnischen Verständigung – geboren in Elbing«. Insofern Verständigung immer weiter gemeinsamer Anstrengungen bedarf, dürfte das gleiche auch für die Aushandlungsprozesse um die erinnerungskulturelle Gestaltung des öffentlichen Raums im historischen Westpreußen gelten. Ihre weitere Entwicklung gilt es mit Interesse abzuwarten.

Tilman Asmus Fischer



Gedenkstätte für die gefallenen deutschen Soldaten des Ersten Weltkrieges auf dem Garnisonfriedhof von Danzig

DAS ARBORETUM WIRTHY

Von Bettina Schlüter

Wälder entfalten eine ganz eigene Magie. Sie sind seit jeher Orte von Legenden und Märchen. Sie beherbergen mythische und sagenhafte Wesen, die auch heute noch die Phantasie anregen. Und sie bilden Rückzugsgebiete für eine Vielfalt von Lebensformen: für Tiere und Pflanzen, aber auch für den Menschen, der in ihnen ein Gegengewicht zu seinem urbanen Alltag finden mag. Wälder vermitteln darüber hinaus einen eigentümlichen Sinn von Zeit. Als stille Zeugen einer Vergangenheit scheinen sie unberührt von allen Veränderungen, von allen historischen Wirrnissen und menschlichen Eingriffen – ein Trugschluss, dem man gerne für eine Weile erliegt.

BETRITT MAN HEUTE DEN WALD VON WIRTHY (auf Polnisch: Wirty), südwestlich von Pr. Stargard in der Gemeinde Hoch Stüblau (Zblewo), so mögen beim Anblick der alten Bäume die Gedanken fast unwillkürlich zurück in die Vergangenheit gleiten – hin zu jenem Moment, in dem vor nunmehr 230 Jahren Menschen dieses Gebiet erstmals in Pflege genommen haben. An der Straße von Bordzichow (Borzechowo) nach Stargard wurde im Jahre 1793 ein Forsthaus errichtet, das später um ein Wirtschaftsgebäude ergänzt wurde. Diese kleine Ansiedlung, auf die der Name Wirthy (von mhd. Wirt) zurückgeht, bildet den Ausgangspunkt einer bemerkenswerten Entwicklung, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zur Entstehung des Arboretums geführt hat – der heute ältesten forstbotanischen Anlage Polens.

Wichtigster Initiator einer systematisch betriebenen Anpflanzung unterschiedlichster Baumarten ist Adam Puttrich. 1831 im schlesischen Nieder Bielau geboren, wird er 1867 zum Oberförster von Wirthy ernannt. Gleich zu Beginn seiner Amtszeit, die über drei Jahrzehnte bis zum Jahr 1901 andauern wird, legt er auf einer Waldlichtung eine Versuchsfläche für verschiedene Baumarten an, aus der bereits zwei Jahre später eine KÖNIGLICHE BAUMSCHULE FÜR OBSTBÄUME UND STRÄUCHER hervorgeht. Schnell wird nicht nur das Ursprungsgebiet auf fast acht Hektar erweitert, sondern es treten auch neue Aufgaben hinzu: Über die im staatlichen Auftrag durchgeführte Kultivierung und Optimierung des Obstanbaus hinaus experimentiert Puttrich nun vermehrt mit der Anpflanzung exotischer Baumarten aus dem nordamerikanischen und japanischen Raum. Unterstützung erhält er hier von dem Forstwissenschaftler Adam Friedrich Schwappach, der die Akklimatisierungsbedingungen importierter Baum- und Pflanzenarten erforscht. Dem aufmerksamen Waldgänger begegnen Spuren dieser alten Versuchsflächen noch in Gestalt verschiedener Tannen- und Fichtenarten, wie etwa der Kalifornischen Tanne, der Nikko-Tanne oder der Sitka-Fichte, die sich unter die heimischen Eichen, Kiefern und Hainbuchen mischen. Einzelne Exemplare, die die Zeit überdauert haben, sind mittlerweile über 150 Jahre alt und erreichen eine Höhe von 30 Metern sowie einen Stammumfang von zweieinhalb Metern.



Im Wald von Wirthy

FOTOS: BETTINA SCHLÜTER (SOWEIT NICHT ANDERS VERMERT)



Ansicht von einer Elsbeere aus dem Jahre 1911

Das für ein Arboretum charakteristische Ineinandergreifen von Kultivierung, Bewahrung und wirtschaftlicher Nutzung, von botanischen Experimenten und wissenschaftlicher Auswertung lenkt auch den Blick von Hugo Conwentz auf Wirty. Conwentz, 1855 in der Nähe von Danzig geboren, verschreibt sich früh dem Landschafts- und Naturschutz und prägt angesichts verschiedener vom Aussterben bedrohter Pflanzenarten erstmals den Begriff des »Naturdenkmals«. In seinen 1895 veröf-

fentlichten Beobachtungen über seltene Waldbäume in Westpreussen finden die großen Elsbeerenbestände von Wirty Erwähnung, in anderen Schriften auch die Ende des 19. Jahrhunderts bereits akut vom Aussterben bedrohte europäische Eibe (slaw. Cis, lat. *Taxus baccata*), deren Pflege bis heute in Wirty große Aufmerksamkeit zuteil wird.



Naturschutzprojekt zur Erhaltung der Eibe



Ästegewirr eines mächtigen, ehrwürdigen Exemplars im Arboretum



Am Ufer des Borzechower Sees

DER WEG DURCH DEN WALD, dessen vom Menschen mitgestaltete Geschichte ihm nichts von seiner Eindrücklichkeit nimmt, führt durch leicht welliges Gelände und über gewundene Pfade bis an den Borzechower See. Hier öffnet sich ein wunderschöner Blick auf das gegenüberliegende Ufer und die kleine Insel Starościńska. Das Seeufer bildet die natürliche südöstliche Grenze des Arboretums, von dem aus die Besucher über verschiedene, sich verzweigende Wege zurückgeleitet werden in einen Park, der dem Waldgebiet auf seiner nördlichen Seite vorgelagert ist und der mit dem offiziellen Besucherzugang den eigentlichen Ausgangspunkt für alle weiteren Erkundungen bildet. Dieses großflächige Gelände besitzt seit dem Jahre 2005 den Status eines botanischen Gartens, und sein sichtbar von Menschenhand gestalteter Charakter weckt die Neugier, sich den übersichtlich und gut zugänglich angelegten Pflanzen einzeln zuzuwenden. Neben den über 700 Gehölzarten des Arboretums konkurrieren hier, beschriftet und teils mit weiterreichenden Erläuterungen versehen, die verschiedensten einheimischen wie auch exotischen Arten um die Aufmerksamkeit. Der Botaniker mag hier viele Stunden verbringen, den interessierten Besucher lenken gut beschilderte Pfade zu den schönsten Attraktionen.

Einen Blickfang des Parks bildet eine Allee aus alten Tannen und Eiben, die Conwentz bereits in seinem 1900 veröffentlichten Forstbotanischen Merkbuch bewundernd erwähnte. Der größte Teil dieses Parks, in dem Bäume, Sträucher, Blumen und Wiesenflächen sich auf immer neue und abwechslungsreiche Weise harmonisch miteinander verbinden, entstand jedoch erst ab den 1950er Jahren. In dieser Zeit beginnt die polnische Direktion, die in den drei vorausgehenden Jahrzehnten vernachlässigten Flächen Stück für Stück zu rekultivieren, großflächig auszubauen und um neue Elemente



An der Grenze zwischen botanischem Garten und Arboretum

zu bereichern. Gut sichtbares Zeugnis hiervon ist ein Alpengarten, den Jozef Pozorski zwischen 1952 und 1954 anlegt und den er über seine zwanzigjährige Amtszeit als Forstinspektor hinweg stetig um neue Felsen- und Steingewächse erweitert. Heute umfassen Park und Wald eine Gesamtfläche von siebzig Hektar und beherbergen neben der obligatorischen Samenschälanlage eine Saatgutkontrollstation, die überregionale Aufgaben übernimmt. Die Forschungsstation Wirthy kooperiert mit verschiedenen Universitäten und internationalen Organisationen zum Schutz der Artenvielfalt.

Einen ganz besonderen Reiz, dem sich wohl kaum ein Besucher entziehen kann, übt aber jener Bereich aus, in dem Parklandschaft und Wald aufeinandertreffen und eine neue, nahezu zauberhaft-phantastische Symbiose eingehen. Kleine Ansammlungen von Blumen säumen diesen Grenzstreifen und stehen bereits im Schatten der ersten Bäume des Waldes, der sich nach hinten verdichtet, aber an seinem lichten Rand noch das flutende Sonnenlicht durchlässt. Östlich davon schließt sich ein kleiner See an. An dessen zur Parkseite hin gelegenen Ufer kündigen mächtige Vorboten das Arboretum an, auf der anderen Seite verschmilzt der Uferbereich über eine kleine Lichtung hinweg nahtlos mit dem Wald. Hier lohnt es sich, einen Moment zu verharren, denn die spiegelnde Wasseroberfläche des Teichs gibt erst auf den zweiten Blick das vielfältige Leben preis, das sich hier zwischen den Wasserpflanzen, auf und unter dem Wasser entwickelt.

AUCH WENN DAS ARBORETUM WIRTHY ganzjährig geöffnet ist und die Jahreszeiten Park und Wald immer wieder eine neue Gestalt verleihen, so empfiehlt sich doch ein Besuch an einem sonnigen Tag, um all diese Eindrücke ganz zur Geltung gelangen zu lassen. Ein ganz besonderes Erlebnis für all diejenigen, die der polnischen Sprache mächtig sind, stellt jedoch die Möglichkeit dar, einmal im Jahr zur Nacht der Museen am großen »Tabor« – der Versammlung der Geschichtenerzähler Polens – teilzunehmen, ihren phantastischen Waldgeschichten und Legenden am Ufer des Sees zu lauschen und den Spuren dieser Erzählungen im Wald von Wirthy nachzugehen. **st**



Blick auf das parkseitige Ufer des kleinen Sees



Amphibisches Leben im kleinen See

QUELLE: URSULA ENKE



Karte vom Königlichen Forst Wirthy aus dem Jahre 1908

»Gewalt sei ferne den Dingen!«

Der Westpreußen-Kongress 2023 fragte nach der historischen und aktuellen Bedeutung des Johann Amos Comenius

In gewisser Weise ›aus der Zeit gefallen‹ war der diesjährige Westpreußen-Kongress mit seinem Thema *Johann Amos Comenius im Land an der unteren Weichsel: Interkulturelle Spuren eines universalen Gelehrten, Theologen und Pädagogen*. Ursprünglich geplant für 2020, dem 350. Todesjahr von Comenius, vereitelte die Corona-Pandemie die Durchführung der Konferenz. Angesichts der Bedeutung, die einem der großen mitteleuropäischen Ireniker gerade in Zeiten des Krieges in Europa zukommt, hielt die WESTPREUSSISCHE GESELLSCHAFT (WPG) jedoch an dem Vorhaben fest. Und so konnte die Schriftführerin der WPG, Heidrun Ratza-Potrykus, am 22. September jeweils 40 Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus Deutschland und aus Polen in Warendorf begrüßen und die dreitägige, durch das Bundesministerium des Innern und für Heimat geförderte Tagung eröffnen.

Auf den ersten, freilich arg oberflächlichen Blick mag der im Titel der Tagung hervorgehobene lokale Bezug zum »Land an der unteren Weichsel« verwundern. Die gleichwohl hohe Relevanz dieser weit gereisten, zentralen Gestalt der europäischen Geistesgeschichte für diesen Kulturraum strich der Tagungsleiter und WPG-Vorstandsvorsitzende Professor Dr. Erik Fischer in seinen einführenden Worten heraus. Nicht nur, dass der 1592 im mährischen Niwnitz geborene Comenius von 1642 bis 1648 im seinerzeit schwedisch besetzten Elbing lebte und intensiv am dortigen Geistesleben Anteil nahm; sein Wirken im Königlichen Preußen war auch mit der interkulturellen und interkonfessionellen Beziehungs- und Konfliktgeschichte der Region eng verbunden. Insbesondere unter verständigungspolitischen Gesichtspunkten erscheint es, so Fischer, darüber hinaus fruchtbringend, den Wirkungen von Comenius im deutschen, polnischen wie gesamteuropäischen Diskurs nachzuspüren und diese bis in die Gegenwart hinein zu verfolgen.

Einen praktischen und lebensnahen Einstieg in die Kongressthematik bot der Freitagabend mit seinem thematischen Schwerpunkt »Der Comenius-Garten in Berlin – ein Raum zum Leben, Forschen und zur wissenschaftshistorischen Rekonstruktion eines Welt- und Menschenbilds«. Im Zentrum stand die Anfang der 1990er Jahre am Böhmisches Dorf in Neukölln entstandene Parkanlage, die ausgehend von Comenius Werk *Pampaedia* (Allerziehung) als eine dem menschlichen Lebensweg entsprechende Aufeinanderfolge von »Schulen« gestaltet ist. Den Garten und die dort im Geiste von Comenius geleistete Bildungsarbeit mit Kindern und Jugendlichen porträtierte zunächst die RBB-Dokumentation *Das Seelenparadies von Neukölln* von Heiderose Häs-

ler und Felix Krüger. Anschließend vertiefte die Leiterin des Gartens, die Literaturwissenschaftlerin und Wissenschaftshistorikerin Dr. Neele Illner M. A., in einem Gespräch mit dem Berichterstatter sowie den Tagungsteilnehmerinnen und Tagungsteilnehmern die Einblicke in die Konzeption des Gartens. Dabei schilderte sie anschaulich die Verschränkung von Wissenschaft und Pädagogik, bei der Kinder ganz im Sinne des comenianischen Denkens als Entdecker von Natur ernst genommen werden. Gerade an solch einem universalen Weltzugang wurden die hohen ökumenischen und interreligiösen Potenziale sichtbar, die sich im kulturell pluralen Umfeld des Gartens auf besondere Weise bewähren.

Die ersten drei Vorträge des zweiten Kongresstages boten eine historische Annäherung an Comenius, die sich von einer Makro- zu einer Mikroperspektive hin bewegte. So beleuchtete Professor Dr. Karin Friedrich, Historikerin an der schottischen Universität Aberdeen und Trägerin des Westpreußischen Kulturpreises 2023, zunächst anhand der »Konfessionelle[n] Wissensnetzwerke im frühneuzeitlichen Polen-Litauen« wesentliche Momente der Religions-, Politik- und Geistesgeschichte des Königlichen Preußen im Zeitalter der Konfessionalisierung. In genau diesen Kontext stellte der Berliner Altphilologe und Lateinididaktiker Professor Andreas Fritsch sodann seinen Vortrag über »Johann Amos Comenius – Sein Lebenswerk im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges und seine nachhaltige Wirkung«, vor dessen Hintergrund der Theologe Pfr. i. R. Dr. Manfred Richter (Berlin) sich wiederum auf »Comenius Elbinger Jahre und das Colloquium Charitativum« konzentrierte.



Blick ins Auditorium

FOTOS: URSULA ENKE (SOWEIT NICHT ANDERS VERMERT)

Friedrich führte ihre Zuhörer in das Geistesleben der polnisch-litauischen Adelsrepublik ein, die bis in die Zeit des dortigen Wirkens von Johann Amos Comenius zwar nicht frei von interkonfessionellen Konflikten war, jedoch von seiner politischen wie rechtlichen Konstitution her durch grundlegende Prinzipien der Glaubensfreiheit geprägt wurde. Die Referentin warnte in ihrem Vortrag nachdrücklich davor, »Modelle der Konfessionalisierung von oben, wie sie oft in der deutschen Reformationsgeschichte angewandt wurden«, auf die Lage in Polen-Litauen zu übertragen, obschon es »Versuche von adligen oder städtischen Machteliten« gegeben habe, »von oben herab Religionspolitik zu betreiben«. Vielmehr warb sie für das historiographische »Bild einer multi- und interkonfessionalen Gesellschaft, in der Gestalten wie Comenius das Geistesleben bereichern konnten, bis die Krise des 17. Jahrhunderts – der Dreißigjährige Krieg und dann der zweite Nordische Krieg – diese intellektuellen und konfessionellen Freiräume wieder einengte oder gar zerstörte.«

Welche Bedeutung Comenius Werk unter den historischen Bedingungen des Dreißigjährigen Krieges gewann und in späteren Zeiten weiterhin entfaltete, zeichnete Fritsch anhand wichtiger Stationen der Lebens- und Wirkungsgeschichte nach. Eine paradigmatische Rolle kam dabei dem in unterschiedlichen Fassungen über die Jahrzehnte hinweg verwendeten Emblem zu, das Comenius als letzter Bischof der alten Böhmisches Brüder hat entwerfen lassen. Es versinnbildlicht seinen zentralen Wahlspruch: »Omnia sponte fluant absit violentia rebus« – »Alles fließe von selbst; Gewalt sei ferne den Dingen!« Von hier aus zog der Referent die Verbindungslinien zu den einschlägigen großen Werken des Pädagogen und Theologen: der *Didactica Magna* (Große Didaktik) sowie den Schriften *Orbis sensualium pictus* (Die sichtbare Welt) und *Unum necessarium* (Das einzig Notwendige). Dabei bot er zugleich immer wieder Ausblicke auf die Comenius-Rezeption der Zeitgenossen und nachfolgender Generationen.

Nach einleitenden Worten zur religiösen Situation in Comenius Wirkungsumfeld stellte Richter in seinem Vortrag zunächst die Vorgeschichte des Aufenthalts im Königlichen Preußen dar: eine durch hohe Mobilität geprägte Lebensphase, die Comenius vom polnischen Exil der Brüder in Lissa bis nach London führte. Vor dem Hintergrund der religionspolitischen Situation in Polen-Litauen sowie des Plans des Königs, ein vermittelndes Religionsgespräch aller Konfliktparteien in Thorn durchzuführen – das »Colloquium Charitativum« von 1645 –, ging der Referent näher auf Comenius' Rolle bei den Vorbereitungen auf dieses wichtige Ereignis ein. Dabei gab Richter einen Überblick über die zu diesem Anlass verfassten Schriften, u. a. *Von der Versöhnung der »Dissidenten« in den Glaubensfragen der Christen*. Gerade an der Unversöhnlichkeit der konfligierenden konfessionellen Lager scheiterte jedoch schließlich das Konzil. Was dagegen blieb und nachhaltige Wir-



Professor Dr. Karin Friedrich



Pfr. i. R. Dr. Manfred Richter



Professor Andreas Fritsch

kung entfaltete, waren die ebenfalls in diese Jahre fallenden pädagogischen Arbeiten von Comenius und insbesondere sein Sprachlehrwerk *Novissima Linguarum Methodus*, auf dessen Bedeutung Richter abschließend verwies.

Im Anschluss an die geistes-, lebens- und werkgeschichtlichen Ausführungen eröffnete ein von Fritsch geleiteter Workshop den Teilnehmerinnen und Teilnehmern die Gelegenheit, eigene »Erfahrungen mit der Lektüre von Comenius-Texten« zu sammeln. Im Zentrum standen Auszüge aus der in den 1620er und 1630er Jahren entstandenen und 1657 schließlich gedruckten *Didactica Magna*. Durch die Lektüre und Diskussion der Texte wurde die Didaktik von Comenius in ihrem ganzheitlichen – mithin gesellschaftsreformerischen – Anspruch deutlich: So wollte er, wie er in der Einleitung programmatisch erklärt, »die Schulen ordnen und zur Blüte bringen, auf dass sie zu wahren und lebendigen Menschenwerkstätten werden, zu Pflanzschulen der Kirchen, Staaten und Hauswesen«. Darüber hinaus wurde der comenianische Ansatz auf seine humanistischen und theologischen Hintergrundannahmen hin durchleuchtet. Auf diese Weise traten die Konturen einer gleichsam »optimistischen Anthropologie« hervor, die sich in einer Abschwächung der lutherischen Erbsündenlehre ausdrückte. So schreibt Comenius im fünften Kapitel: »Niemand möge uns also, wenn die Heilmittel der Verderbnis zur Beratung stehen, mit dem Einwurf der Verderbnis kommen, weil Gott dies ja durch seinen Geist mit Hilfe der verordneten Mittel hinwegräumen will.«

An die Arbeitsgruppe schlossen sich am Samstagabend und Sonntagmorgen wiederum drei thematisch miteinander verbundene Vorträge an, diesmal gruppiert um Fragestellungen der Comenius-Rezeption: Dr. Hartmut Rudolph, Theologe und früherer Leiter der Potsdamer Leibniz-Editionsstelle der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, erläuterte anhand von Gottfried Wilhelm Leibniz (1646–1716) und Daniel Ernst Jablonski (1660–1741) die »Wirkungsgeschichte von Johann Amos Comenius« im »Diskurs der Frühaufklärung«. Professor Dr. Erik Fischer näherte sich Comenius als einer »europäische[n] Leitfigur« an, indem er die Geschichte und das Konzept der STICHTING COME-

NIUS MUSEUM im niederländischen Naarden, dem Ort der letzten Ruhestätte des Theologen, betrachtete. Einblicke in die Comenius-Rezeption im mitteleuropäischen Raum gewährte wiederum (digital zugeschaltet) Dr. Barbara Dobrowolska, Pädagogin an der Fakultät für Sozialwissenschaften der Pädagogischen Hochschule in Siedlce, mit ihrem Vortrag: »Jan Amos Komeński in der zeitgenössischen polnischen Pädagogik – Stand der Forschung und Reflexionen«.

Rudolph nahm zunächst Comenius und Leibniz als zwei »Repräsentanten der europäischen Frühaufklärung« in den Blick. Dabei zeigte er neben Übereinstimmungen auch »konzeptionelle Unterschiede im Denken und Wirken dieser beiden herausragenden Gestalten« auf. Von diesem spannungsvollen Verhältnis ausgehend verfolgte er eine weitere, prosopographische Verbindungslinie über den Enkel von Comenius, den in Nassenhuben bei Danzig geborenen Berliner Hofprediger und Bischof der Brüder-Unität

Daniel Ernst Jablonski. Der Referent würdigte ausführlich dessen Zusammenwirken mit Leibniz, »vor allem bei dem Bemühen, die getrennten Kirchen der Reformation, Calvinisten und Lutheraner, einander anzunähern und zu versöhnen«. Zwar ließen sich, so Rudolph, »in Jablonskis Wissenschaftsverständnis doch auch Hinweise auf eine gewisse Distanz gegenüber einer allzu planer frühaufklärerischen Perfektibilität finden« – allerdings sei festzustellen, dass »sich beide jedoch in ihrem trotz mancher Misserfolge unbeirrten aktiven Wirken für die Einheit der Kirchen« nicht unterschieden hätten.

Inwiefern Comenius wiederum bis in die Gegenwart hinein den Gedanken einer geistigen Einheit Europas zu verkörpern vermag, verdeutlichte der Vortrag von Fischer. Er zeichnete nach, wie seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sich aus dem tschechischen Volk heraus das Ansinnen entwickelt hat, einem der größten Söhne ihres Landes ein würdiges Andenken zu schaffen, und wie diese Bestrebungen schließlich zur Entstehung des Erinnerungsortes in Naarden führten. Hier war Comenius nach seinem Tod – wahrscheinlich auf Betreiben seiner Mäzene, der Familie de Geer – beigesetzt worden: Die Kapelle, in der sich das erst 1929 identifizierte Grab befindet, war bereits von 1933 bis 1937 in ein von tschechischen Künstlern gestaltetes Mausoleum umgewandelt worden. Seit 1992 befindet sich im Nachbargebäude zudem ein sehenswertes und klug konzipiertes Museum, das seine Besucher auf sinnfällige Weise über Leben und Werk des mährischen Denkers informiert.

Die fortwährende Präsenz von Comenius Schriften in der polnischen Pädagogik und insbesondere in der bildungsgeschichtlichen Forschung demonstrierte Dobrowolska anhand der jüngeren sowie aktuellen Fachliteratur. Einen besonderen Schwerpunkt legte sie dabei auf die Arbeiten der Comenius-Spezialistin Barbara Sitarska. Indem sie ihren Vortrag durch den Hinweis auf einen weiteren, von Sitarska in Niewęłoz bei Radzyń Podlaski gegründeten Comenius-Garten abrundete, schloss sich zugleich der Bogen zum Beginn des



Dr. Hartmut Rudolph



Pfr. i.R. Dr. Justus Werdin



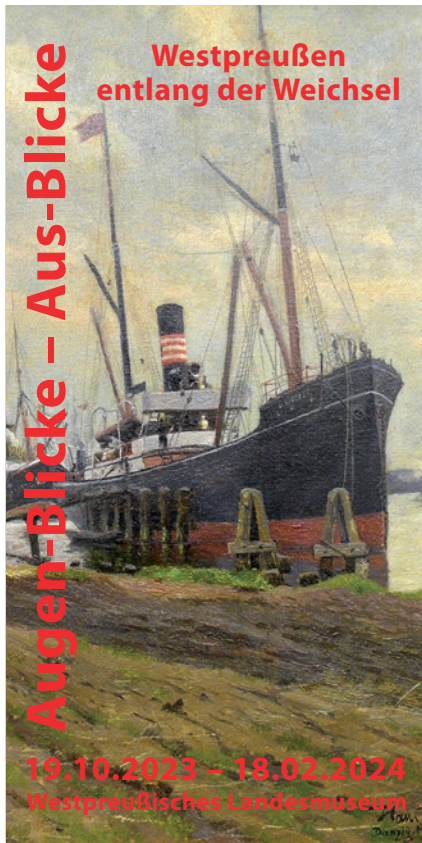
Dr. Barbara Dobrowolska bei ihrem virtuellen Vortrag

Kongresses, der vom Neuköllner Projekt seinen Ausgangspunkt genommen hatte.

Dabei war der Schlussvortrag von Pfr. i.R. Dr. Justus Werdin (Frankfurt/Oder) gleichfalls von comenianischem Geist durchweht, kreiste er doch um eines der zentralen Lebensthemen des großen Irenikers: die Einheit der Kirche. Der langjährige Referent des Berliner Missionswerks für grenzüberschreitende Ökumene und für Osteuropa hatte seine Ausführungen unter den Titel »Bewegungen und Erfahrungen: Ansätze zu grenzüberschreitender Ökumene« gestellt. Ausgangspunkt war die interkonfessionelle, zwischen Deutschland und Polen eröffnete Gesprächsinitiative: die »ökumenischen Konsultationen der Bischöfe an Oder und Neiße«. Die hier in Gang gesetzten Entwicklungen in der innerprotestantischen Ökumene – konkret zwischen der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz und der Evangelisch-Augsburgischen Kirche in Polen – beleuchtete er anhand der Gemeindeparterschaft zwischen dem Berliner Dom und der Kirche St. Trinitatis in Warschau. Abschließend erörterte Werdin die angestrebte Rückkehr des mittelalterlichen Paramentenschatzes an die Danziger Marienkirche – einen Prozess, den der Referent selbst als Beiratsmitglied begleitet.

Die von Werdin vollzogene Perspektivöffnung leitete dann in die Abschlussdiskussion mit den Referentinnen und Referenten über. Dabei wurde ein doppelter Grundkonsens deutlich: Einerseits war man sich einig, dass Comenius auch heute noch wichtige Impulse für die Verständigung sowohl zwischen den Konfessionen als auch zwischen den Völkern Europas zu geben vermag. Andererseits mussten die Anwesenden konstatieren, dass sich die unterschiedlichen geisteswissenschaftlichen Disziplinen gegenwärtig eher zurückhaltend mit Comenius befassen. Hier wäre, so die gemeinsame Sichtweise, eine stärkere Popularisierung seiner Lebens- und Wirkungsgeschichte wünschenswert, um das comenianische Denken in Kirche, Theologie und Zivilgesellschaft fruchtbar zu machen. Einen Beitrag hierzu mag der Kongress bereits erbracht haben, einen weiteren – und zudem nachhaltigen – wird die Westpreußische Gesellschaft leisten, die beabsichtigt, die Erträge des Kongresses durch das von ihr herausgegebene *Westpreußen-Jahrbuch* in naher Zukunft einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

✠ Tilman Asmus Fischer



19.10.2023 – 18.02.2024
Westpreußisches Landesmuseum

HOLM BEI DANZIG

Ansicht der ländlich wirkenden Hafengegend mit einem Frachter der Ostsee-Reederei F. G. REINHOLD aus Danzig. Im Süden des Holm (Halbinsel in Danzig) lagen die beiden großen Danziger Werften (KAISERLICHE WERFT und DANZIGER SCHICHAU-WERFT), heute die STOCZNIA GDAŃSK SA (Werft Danzig) und die GDAŃSKA STOCZNIA REMONTOWA SA (Reparaturwerft Danzig).

Hans Klatt, Öl auf Hartfaser, Mai 1902, 44,5 × 35,5 cm



Westpreußen entlang der Weichsel

Eine Ausstellung des Westpreußischen Landesmuseums

Unter dem Titel *Augen-Blicke – Aus-Blicke. Westpreußen entlang der Weichsel* werden der Öffentlichkeit die gezeigten 50 Werke aus dem Sammlungsbestand des Museums sowie die erschließbaren Biographien der Künstlerinnen und Künstler in einer Begleitbroschüre zugänglich gemacht.

Die Weichsel ist und war ein landschaftsprägender Fluss. Folgerichtig lautet ein Synonym für Westpreußen auch »Land an der unteren Weichsel«. Zu allen Zeiten hat dieser Fluss Menschen in seinen Bann gezogen. Dies galt erst recht für die Kunstschaffenden unter ihnen. Die Ausstellung zeigt insgesamt 50 Arbeiten von 29 Künstlern und Künstlerinnen, die entlang der Weichsel ihre Motive gefunden und diese in Öl-, Tempera- oder Aquarellmalerei festgehalten haben.

Von Otlotschin, südlich von Thorn, strömt die Weichsel Richtung Norden. Sie bildet mehrere Mündungsarme aus, bevor sie in die Danziger Bucht der Ostsee mündet. Die weite Natur, die Steilufer mit den Städten, die Dörfer und der Fluss selbst waren Motive – Momente –, die Maler und Malerinnen seit vielen Generationen inspirierten, zum Verweilen einladen und sie produktiv werden ließen.

Unter diesem Aspekt wurde aus den Beständen des Westpreußischen Landesmuseums eine Auswahl an Werken getroffen, die



SEELANDSCHAFT

Ansicht eines Sees in Westpreußen.
Arthur Erich Diener, Öl auf Leinwand, 1914, 62 × 76 cm

zumeist nach dem Umzug von Münster-Wolbeck nach Warendorf im Magazin eingelagert waren und nun erstmals am neuen Standort gezeigt werden. Diese Bilder entstanden von der Mitte der 1860er bis in die 1990er Jahre hinein und spannen einen Bogen durch die Zeit der Moderne mit ihren vielfältigen Ausdrucksmöglichkeiten vom realistisch-naturalistischen Stil bis hin zum fast Abstrakten.

In der Ausstellung stehen allerdings nicht allein künstlerische und ästhetische Gesichtspunkte im Vordergrund; vielmehr ist die Reihenfolge der Hängung – die sich auch im Katalog widerspiegelt – am Verlauf der Weichsel orientiert. Der Strom und die an ihm gelegenen Orte bilden das Band, an dem sich die Werke wie Perlen an einer Schnur aufreihen.

Einen deutlichen Akzent setzen dabei Ansichten einiger größerer Städte wie Thorn und vor allem Graudenz. Gerade diese beiden

DANZIGER BUCHT

Die Weichsel hat ihre Mündung erreicht: die Danziger Bucht. Im Hintergrund das Weichbild von Danzig, im Vordergrund verschiedene Segelschiffe und Boote.

Julius Huth, Aquarell, 1880, 26 x 34 cm



MEWE AN DER WEICHSEL

Blick auf die Stadt mit dem Schloss des Deutschen Ordens.

Herbert Waltmann, Aquarell, 1977, 36 x 55 cm

Städte haben eine für sie jeweils typische Weichelseite. Diese häufig festgehaltenen Panoramen wurden dann auch zu Motiven, die seit Aufkommen der Ansichtskarten – einen Aufschwung gab es um 1900 – immer wieder reproduziert wurden. Manch ein Gemälde wurde dann auf diesem Weg verbreitet. Die Detailtreue in den Aquarellen und Gemälden dieser Zeit bilden für die heutigen Stadthistoriker eine wertvolle Quelle bei der Rekonstruktion von Straßenzügen. Weitere in der Ausstellung zu sehende Städte sind Mewe sowie Dirschau.

Bevor die Weichsel in die Danziger Bucht mündet, fließt sie durch das Werder (entlang des großen Marienburger Werders und durch das Danziger Werder). Das Danziger Werder bzw. die Danziger Niederung ist ein flaches und waldloses Gebiet, das mit Entwässerungskanälen durchzogen ist. Weiter westlich wird es von der Danziger Höhe begrenzt, die von leichten bewachsenen Moränenhügeln und Überschwemmungsgebieten geprägt wird. Die Zuflüsse bilden in der Region malerische Durchbrüche und Schleifen. Es ist diese charakteristische Landschaft, die ebenfalls mehrere Maler und Malerinnen variantenreich und stimmungsvoll eingefangen haben.

WEHRSPICHER IM ABENDLICHT

Die Weichsel mit den Wehrspeichern am Steilufer. Im Hintergrund das Graudener Rathaus und die Nikolauskirche.

Mikolaj Opanaszczuk, Öl auf Leinwand, 1992, 52 x 62 cm



GRAUDENZ MIT EISENBahnBRÜCKE

Ansicht von Süden auf die 1892 fertiggestellte Eisenbahnbrücke über die Weichsel mit St. Nikolaus und Schlossturm im Hintergrund.

Gustav Breuning, Aquarell, nach 1892, 19,8 x 26 cm



THORN VON DER WEICHSEL GESEHEN

Die Altstadt mit St. Johann sowie dem Turm des altstädtischen Rathauses von der Weichsel gesehen. Im Vordergrund ein Floß sowie ein typischer Weichselkahn, auch Kaffenkahn genannt sowie die Barackenlager am Ufer.

Theodor Urtnowski, Öl auf Leinwand, nach 1945, 63,5 x 81,5 cm



Zwei Werke geben schließlich das Mündungsgebiet der Weichsel wieder. Der begabte Marinemaler Julius Huth schuf eine sehr detailgetreue Ansicht der Danziger Bucht, und Hans Klatt hielt 1902 die Halbinsel Holm bei Danzig, die sich heute stark verändert hat, in einem Ölgemälde fest.

Mögen die Exponate, von denen hier naturgemäß lediglich eine kleine repräsentative Auswahl gezeigt werden kann, innerhalb der Ausstellung in noch größerer Vielfalt und Intensität für sich und für das Land an der unteren Weichsel sprechen. Manche Werke halten einen Augen-Blick fest, manche Motive bieten einen Aus-Blick in die Weite der Landschaft und nehmen den Betrachtenden mit auf eine faszinierende Reise.

st Jutta Reisinger-Weber

WIDER DAS »ENTGLEITEN AUS DEM KULTURELLEN GEDÄCHTNIS«

Eine kritische Würdigung der konzeptionellen Neuausrichtung des *Westpreußen-Jahrbuchs*

Von Manfred Kittel

Westpreußen: »Aber wo liegt es? Ich weiß das Land nicht zu finden.« Was Friedrich Schiller einmal über das alte (römisch-)deutsche Reich kurz vor seinem Ende unter Napoleon geschrieben hat – auf das Land an der unteren Weichsel trifft es heute wahrscheinlich mehr zu als auf die meisten anderen der deutschen Staats- und Siedlungsgebiete im Osten, aus denen um 1945 Millionen Menschen vertrieben wurden. Selbst bei historisch zumindest Halbgebildeten dürfte »Westpreußen« öfter Assoziationen an das bis 1933/46 zum Staate Preußen gehörende Rheinland wecken als an die Region zwischen Danzig und Thorn. Der Begriff teilt damit das Schicksal »Ostdeutschlands«, bei dem die Mehrheit heute an die neuen Bundesländer und damit an das historische Mitteldeutschland denkt statt an die 1945 verlorenen Staatsgebiete von Schlesien bis Ostpreußen.

Angesichts des »Versinken[s] einer ganzen Region« in Form ihres allmählichen »Entgleiten[s] aus dem kulturellen Gedächtnis« war die 1950 gestiftete Tradition der Westpreußen-Jahrbücher vor einigen Jahren in eine Art Sinnkrise geraten, sprich: seit 2019 kein neuer Band mehr erschienen. Auch der bereits von 1989 bis 2018 geführte Untertitel der Beiträge »Aus dem Land an der unteren Weichsel« hatte das Interesse am *Westpreußen-Jahrbuch* nicht zu steigern vermocht. Der Vorstand der WESTPREUSSISCHEN GESELLSCHAFT beschloss deshalb, das Konzept der Reihe »behaltsam, aber an entscheidenden Stellen zu modifizieren« und dies mit einem neuen Untertitel auch zu signalisieren: »Studien zur europäischen Kulturregion an der unteren Weichsel«. Damit soll, wie dem Geleitwort des Vorsitzenden, Erik Fischer, zu dem jetzt erschienen ersten Band nach der Neuformation zu entnehmen ist, vor allem die »ethnische, sprachliche, konfessionelle wie gesellschaftliche Heterogenität« der Region stärker ins Schaufenster gestellt werden. Denn diese

erlaube »vor dem Horizont der [...] europäischen Einigung eine Vielzahl von spannenden Fragestellungen«.

Das mag manchem einerseits ein wenig modisch vorkommen. Schließlich sind auch »rein« französische Kulturregionen wie die Champagne oder deutsche wie Oberbayern ebenfalls zutiefst »europäisch«. Zur Geschichte des Abendlandes gehören seine Nationen ebenso wie viele Regionen, die traditionell nicht von besonders großer Heterogenität gekennzeichnet waren. Andererseits ist es, wenn mit dem Begriff »europäisch« Überschneidungsräume von zwei oder sogar mehreren Völkern aufgerufen werden sollen, natürlich nicht nur politisch, sondern tatsächlich auch historisch korrekt, Westpreußen darunter zu fassen. Nicht nur wegen der hinzukommenden jüdischen Bevölkerungsgruppe, sondern auch wegen des manchmal leider übersehenen kleinen westslawischen Volkes der Kaschuben im Nordwesten der Region.

Eine weitere wesentliche Neuerung im Konzept des Jahrbuchs besteht darin, dass dieses stark an die Westpreußen-Kongresse rückgebunden ist, so dass die einzelnen Bände – neben freien Beiträgen – inhaltliche Schwerpunkte aufweisen und gegebenenfalls unabhängig von der Reihe die Aufmerksamkeit von Lesern finden können, deren Interesse sich auf spezielle thematische Aspekte richtet. Der vorliegende Band bietet daher zum einen die Eröffnungsvor-

träge der Westpreußen-Kongresse von 2017, 2018 und 2019 als »Grundsatzreferate« zu zentralen Fragen der Historiographie sowie zur Geschichte der deutsch-polnischen Beziehungen, zum anderen Beiträge konkret zur »zerklüfteten deutsch-polnischen Beziehungsgeschichte seit dem Kaiserreich« auf Grundlage der Vorträge des Kongresses im Jahr 2019.

In kaum einem der Vertreibungsgebiete von 1945 außer wohl noch in Oberschlesien gingen das Deutsche und das Polnische auf relativ großem Raum so dicht und nachgerade untrennbar ineinander über wie in Westpreußen. Im binnendeutschen Niederschlesien, Ostbrandenburg oder Hinterpommern sowieso nicht, aber auch nicht im südlichen Ostpreußen, wo der lange alles dominierende konfessionelle Faktor die sprachliche Vielfalt politisch-kulturell ganz anders kanalisierte. Selbst wenn man den deutsch-tschechischen Bereich noch in die Betrachtung einbezieht, ändert sich das Bild nicht grundsätzlich. Dort lebten mit den böhmischen Juden immerhin drei Völker in einem gemeinsamen staatsrechtlichen Gehäuse zusammen, aber innerhalb des Hauses doch öfter in jeweils eigenen Zimmern als dies – von der Siedlungsstruktur her gesehen – in Westpreußen der Fall war.

Im signifikanten Unterschied wiederum zu Oberschlesien, das seit dem Mittelalter über viele Jahrhunderte Teil eines als Schlesien bezeichneten Territoriums war, kommt der Name »Westpreußen« erst nach der Ersten polnischen Teilung 1772 in Gebrauch, als das Gebiet zwischen Danzig und Thorn, bis zur zweiten Teilung 1793 noch ohne diese Städte selbst, an Preußen fiel. Erfinder des Namens war ein Minister Friedrichs des Großen, der damit Bezeichnungen wie Neu- oder Kleinpreußen für die hinzukommende Provinz vermeiden wollte. Wie Jörg Hackmann in einem der grundlegenden Beiträge des Bandes darlegt, wurde West-



WESTPREUSSEN-JAHRBUCH 69/70

Studien zur europäischen Kulturregion an der unteren Weichsel

Herausgegeben vom Vorstand der Westpreußischen Gesellschaft

Münster: Westpreußen-Verlag 2023

231 S., Hardcover

€ 25,90 bzw. für Mitglieder der WPG € 21,90

ISBN 978-3-9814101-0-5

preußen aber bereits 1829 für längere Zeit (bis 1878) mit Ostpreußen zu einer »Provinz Preußen« zusammengelegt, um geschichtspolitisch die Verbindung von Deutschem Orden und Hohenzollernmonarchie zu untermauern. Von den Siegermächten des Ersten Weltkrieges 1919 der wiedererstandenen polnischen Republik einverleibt, hatte es eine preußisch-deutsche Provinz »Westpreußen« also insgesamt nur ein knappes Jahrhundert gegeben.

In der Weimarer Republik knüpfte man allerdings sowohl mit der kleinen »Grenzmark Posen-Westpreußen« als auch mit dem »Regierungsbezirk Westpreußen« als westlichstem Teil der Provinz Ostpreußen an die vergleichsweise junge Tradition an, bevor nach dem nationalsozialistischen Angriffskrieg gegen Polen ein »Reichsgau Danzig-Westpreußen« mit den Regierungsbezirken Danzig, Bromberg und Marienwerder gebildet wurde. Das war auch insofern bemerkenswert, als prominente »Ostforscher« wie Erich Keyser West- und Ostpreußen lieber wieder zum »Preußenland« vereinigt hätten.

Hackmann erläutert auch kundig die Hintergründe der polnischen Bezeichnungen für die Region, unter denen »Pomorze« (Pommern) dominiert, und resümiert in geschichtswissenschaftlicher Bescheidenheit, keine »autoritative Auskunft« darüber geben zu können, welcher Name künftig der am besten geeignete wäre. Als Kandidaten blieben – eher von der polnischen Perspektive ausgehend – »Ostpommern« oder aber »Pommerellen«, das bereits zwischen den Weltkriegen von deutscher Seite wiederbelebt worden war, oder schließlich das »Danziger Pommern«.

Hans-Jürgen Bömelburg stellt daran anknüpfend Ansätze einer »historisierte[n] Kulturgeschichte der unteren Weichselregion« vor, die wegen des gewachsenen Abstands zu einem »deutschen Westpreußen« nicht mehr von Zeugen dieser Zeit dominiert werde. Das ist anregend, wirft aber auch Fragen auf, etwa wenn einerseits »identitätsstiftenden Großerzählungen« eine Absage erteilt wird, andererseits das Plädoyer zu hören ist, die Region vor allem auch als »Schauplatz einer Geschichte multikultureller, »kosmopolitischer« Bevölkerungen« zu begreifen, »geprägt durch städtisches Bürgertum, Liberalismus und Weltoffenheit«. Prägte nicht konservative Agrarprovinz das Land an der unteren Weichsel mindestens ebenso?

Wenn der Begriff »Westpreußen« problematisiert wird, weil er vor allem für eine

»berlinisch-deutsche Perspektive auf die Region« steht, würde einen gerade vor dem Hintergrund der angestrebten »gleichberechtigten« deutsch-polnischen »Beziehungsgeschichte« auch interessieren, wie es parallel dazu um die polnisch-nationale Warschauer Perspektive auf das östliche »Pomorze« im Geiste des ultra-rechten Roman Dmowski bestellt war. Gehörte es nicht schließlich auch zur Europäisierung unserer Blickwinkel, bei Preußens germanisierender Sprachenpolitik im Vormärz (unter Theodor von Schön) die berechtigte Kritik durch einen Vergleich etwa mit Frankreich zu objektivieren? Dort wurden fast gleichzeitig im Namen höherer Zivilisation durch eine in diesem Fall radikal romanisierende Schulpolitik in Okzitanien und anderen sprachlichen Minderheitsgebieten »peasants into frenchman« (Eugen Weber) umerzogen.

Wie Christian Pletzing in seinem Beitrag über »Preußen, Deutsche und Polen in Westpreußen zwischen Völkerfrühling und Kulturkampf« dazu instruktiv vertieft, war die gegen den polnischsprachigen Gutsbesitz gerichtete Politik des Oberpräsidenten von Schön allerdings viel weniger »erfolgreich« als die des französischen Nationalstaats in Okzitanien. Denn es blieb nicht bei der Zurückdrängung der polnischen Sprache im höheren Schulwesen, darüber hinaus wurden nach 1830 die Karrieremöglichkeiten des polnischen Adels in der preußischen Verwaltung beschnitten. Gerade jüngere Edelleute, deren Väter dem preußischen Staat noch treu gedient hatten, entwickelten so »zunehmend eine polnische Identität«.

Spätestens nach dem bereits im Ansatz gescheiterten Aufstandsversuch mit einem geplanten Überfall auf die Garnison von Preußisch Stargard 1846 schwand die zeitweilige Solidarisierung deutscher Liberaler mit den (antirussischen) polnischen Freiheitskämpfern dann dahin, ja mehrten sich auch dort die Anhänger einer Germanisierungspolitik. Welche Entwicklungschancen in der politischen Kultur Ostelbiens in diesem Zuge verloren gingen, veranschaulicht vielleicht kaum etwas besser als das Porträt George Washingtons, das in den 1840er Jahren im Kaffeehaus »Der deutsche Michel«, dem Treffpunkt der Elbinger Liberalen, im Speiseraum hing.

In künftigen Bänden gerne noch gründlicher erforscht werden sollte die von Bömelburg kenntnisreich herausgestellte jahrhundertelange »intensive und gelebte

Zweisprachigkeit« einer Region, in der die adeligen Landtage seit dem 16. Jahrhundert auf Polnisch, die Stadträte meist auf Deutsch verhandelten. Zentral gewiss auch weiterhin die Frage, in welchen Mechanismen genau sich polnischer und deutscher Nationalismus seit dem 19. Jahrhundert wechselseitig radikalisierten oder was schließlich die Vertreibung der bürgerlichen Bevölkerung Danzigs und die folgende Proletarisierung der Stadt mit der Gewerkschaftsbewegung der *Solidarność* in den 1980er Jahren zu tun hatten.

Wie weit die Felder künftiger Forschung nach wie vor sind, dokumentieren darüber hinaus die »beziehungsgeschichtlichen« Beiträge etwa von Frank Golczewski zu »Konzepten der Wiederherstellung Polens nach dem Ersten Weltkrieg« oder von Beata Dorota Lakeberg zur deutschen Minderheitenpresse während der Zwischenkriegszeit. Zu wichtigen Einzelthemen vom Versailler Vertrag 1919 bis zum Beginn des »Polenfeldzugs« 1939 konnten Martin Koschny und Daniel Brewing gewonnen werden, für eine Reflexion über das Epochenjahr 1989 und seine Aktualität für die deutsch-polnischen Beziehungen der angesehene langjährige Aussiedler- und Minderheitenbeauftragte der Bundesregierung Ministerpräsident a. D. Christoph Bergner. Ein literarhistorischer Aufsatz zu Flucht, Vertreibung und Erinnerung (Axel Dornemann), der Blick auf die »Historische Wahrheit 2.0« im digitalen Zeitalter (Bettina Schlüter) sowie frühneuzeitliche Beiträge zur Pest in Danzig und Königsberg (Filip Emanuel Schuffert) und zur Huldigung Friedrichs II. 1772 in Marienburg (Rainer Zacharias) runden den Band ab.

Was nach der Lektüre bleibt, ist jedenfalls der Eindruck, dass es mehr als nur einen Versuch wert ist, Westpreußen – auch – als »europäische Kulturregion an der unteren Weichsel« zu begreifen. Da sich an der anhaltenden Unterfinanzierung der Kulturpflege nach Paragraph 96 Bundesvertriebenengesetz durch die öffentliche Hand wohl leider erst einmal nicht viel ändern dürfte, sind zivilgesellschaftliche Initiativen umso wichtiger. Nur dann wird mit dem »Danziger Pommern« auch »Westpreußen« ein angemessener Platz in unserer Erinnerungskultur bewahrt werden können. **st**

*Erscheint in gekürzter Form in:
DOD – Deutscher Ostdienst.*

»Einfach Tacheles reden«

Abschied von Karl Fürst von Schwarzenberg

Es war vor 75 Jahren, dass der am 10. Dezember 1937 geborene Karl von Schwarzenberg mit seiner Familie nach der kommunistischen Machtübernahme in der Tschechoslowakei seine böhmische Heimat in Richtung Schweiz verließ, deren Staatsbürgerschaft die Familie bereits seit Generationen innehatte. Vor wiederum fast 35 Jahren kehrte der Unternehmer, Landwirt und Politiker – der seit 1979 Oberhaupt der Familie Schwarzenberg war – in sein Heimatland zurück, wo er in den vergangenen Jahrzehnten eine der prägenden politischen Gestalten sein sollte und als solche zu einem Brückenbauer zwischen dem Osten und Westen Europas wurde. Am 12. November 2023 ist Karl von Schwarzenberg in Wien gestorben.

Dort hatte er nach der Übersiedlung aus der Tschechoslowakei die Schule abgeschlossen und – ebenso wie in Graz und München – Rechts- und Landwirtschaftswissenschaften studiert. Schon bald übernahm der junge Adlige Verantwortung für die der Familie in Österreich sowie Deutschland verbliebenen Besitzungen. Nach dem Untergang des Kommunismus sollte er dies auch für das Schwarzenbergsche Grundeigentum in Tschechien tun können, das zu großen Teilen zurückerstattet wurde. Der Freiheit ganz Europas galt von Schwarzenbergs politischer Einsatz bereits in den vorangegangenen Jahren, insbesondere ab 1984, als er zum Präsidenten der Internationalen Helsinki Föderation für Menschenrechte gewählt wurde, die sich als Nichtregierungsorganisation für die Einhaltung der Menschenrechte in den KSZE-Staaten einsetzte.

2018 erinnerte sich von Schwarzenberg in einem Interview für diese Zeitung daran, wie er die Ereignisse des Jahres 1989 erlebt hatte: »Im Prinzip gespannt, was passieren wird. Man merkte, dass das sowjetische Reich in sich zusammenbricht. Bloß wie schnell dem so sein wird, haben wir alle nicht geahnt. Aber natürlich, die Ereignisse in Ungarn, dann in der DDR usw. waren hoch interessant. Am 17. November war ich nicht in Prag, sondern in Ungarn, oben bei Debresin. Plötzlich kommt jemand zu mir und sagt: ›Im slowakischen Fernsehen senden sie, es tut sich was in Prag.‹ Am nächsten Morgen bin ich losgefahren und habe schon von unterwegs angerufen, man soll mir ein Visum für Prag geben. Das wurde zunächst einmal abgelehnt, und mir wurde mitgeteilt, ich sollte wissen, dass ich in Prag nicht willkommen bin. Eine Woche später war das alles längst Vergangenheit. In den vorangegangenen Jahren war ich – als Vorsitzender der Internationalen Helsinki-Föderation für Menschenrechte – in sehr vielen Staaten Mitteleuropas unterwegs gewesen und man sah, dass sich etwas entwickelt; aber wie schnell das ging, habe ich selbst nicht geahnt.«

Diese rasanten Entwicklungen katapultierten den Fürsten bereits zu Beginn des Jahres 1990 in den Beraterstab Václav Havels. Nach dessen Wahl zum tschechoslowakischen Staatspräsidenten leitete er bis 1992 die Prager Präsidentschaftskanzlei. 1997 wirkte er an der Entstehung der Deutsch-Tschechischen Erklärung mit. Die Versöhnung zwischen Deutschen (bzw. Österreichern) und Tschechen – sowie die Verständigung zwischen Ostmitteleuropa und den Staaten Westeuropas – waren nicht nur ein zentrales Anliegen seiner Politik. Vielmehr war kaum jemand anderes als er dazu befähigt, der er aufgrund seines Lebensweges und der daraus



*Karel Schwarzenberg
(Aufnahme aus dem März 2022)*

FOTO: JINDŘICH NOSEK (NOJINI) VIA WIKIMEDIA.ORG CC 4.0

resultierenden Beziehungen mit östlichen wie westlichen Perspektiven und Paradigmen vertraut war. So entschieden, wie er selbst für Rechtsstaat, Demokratie und gegen Nationalismus und Populismus eintrat, war es ihm doch zugleich möglich, eine vermittelnde Position zwischen den Visegrád-Staaten und den westlichen EU-Mitgliedsstaaten einzunehmen. Als wir vor fünf Jahren auf die Lage in der Republik Polen zu sprechen kamen, setzte er seiner Kritik an der damals regierenden PiS hinzu: »Aber, bitte: Gibt es einen politischen Gefangenen in ganz Polen? Ein politischer Bekannter aus Deutschland hat im Gespräch mit mir furchtbar auf die Polen geschimpft. Da habe ich ihn angesehen und gesagt: Ich bin ein sehr alter Mann. Ich erinnere mich an die Politik der 1950er Jahre. [...] Zu dieser Zeit waren in einem Teil der Führungskreise der Bundesrepublik durchaus ähnliche Vorstellungen vertreten wie heute in der PiS. Nur hat sich Deutschland bis heute weiterentwickelt. Polen aber ist erst vor 30 Jahren frei geworden und befindet sich in einem Nachholprozess – auch Polen muss sich weiterentwickeln.«

Dem tschechischen Parlament gehörte von Schwarzenberg ab 2004 als Senator und seit 2010 als Mitglied des Abgeordnetenhauses an. Nach Gründung der Mitte-rechtspartei TOP 9 im Jahre 2009 war er für sechs Jahre ihr Vorsitzender. Bereits 2007 bis 2009 und dann nochmal von 2010 bis 2013 war von Schwarzenberg zudem Außenminister der Tschechi-



*Karel Schwarzenberg (l.) und der Luxemburger
Jean Asselborn beim Gymnich-Treffen
der EU-Außenminister in Dublin (März 2013)*

QUELLE: WIKIMEDIA.ORG CC 2.0

schischen Republik. In diese Zeit fiel die erste EU-Ratspräsidentschaft seines Heimatlandes. Europapolitisch trat er dafür ein, dass der Staatenbund »wesentlich« werde, wie er in unserem Gespräch erläuterte: »Heute noch sind die Außenpolitik, Verteidigungspolitik, Sicherheitspolitik und Energiepolitik national. Und was bestimmt man in Brüssel? – Was ein Naturschutzgebiet werden soll; ob ich einen Brotaufstrich ›Marmelade‹ nennen darf oder nicht; oder ob ein köstlicher Käse aus der Tatra, Ostipok, unter dem slowakischen oder polnischen Namen auf dem Markt geführt wird. Wir sollten radikal, aber wirklich radikal Veränderungen vornehmen: Alle diese Dinge, die nicht unbedingt notwendig gemeinsam gelöst werden müssen, sollten wir zurückgeben an die Staaten, manchmal sogar Regionen. Demgegenüber müssen Außen-, Verteidigungs-, Sicherheits- und Energiepolitik vergemeinschaftet werden, damit die EU wesentlich wird.« Diese Politik auch als Staatspräsident vorantreiben zu können, war von Schwarzenberg nicht vergönnt: Bei der Präsidentschaftswahl 2013 unterlag er dem Populisten Miloš Zeman. Davon ließ sich der Fürst jedoch nicht entmutigen und setzte sein politisches Wirken fort – bis 2021 im Parlament und darüber hinaus als Ratgeber und öffentlicher Denker. Dass er dabei oft auch deutliche Worte finden konnte, durfte auch der Autor dieser Zeilen erfahren, als er ihn auf das oft bemühte Plädoyer ansprach, ein verstärktes Bewusstsein für die kulturellen und geistigen Wurzeln Europas zu entwickeln: »Ich hasse diese Phrasen. Wichtig wäre, dass wir nüchtern überlegen: Was bringen wir durch? Wie können wir Europa vereinigen? Wo sind die wirklichen Schwierigkeiten? Einfach Tacheles reden, statt große Reden zu halten. Die Lage ist viel zu ernst, als dass wir noch Zeit verlieren könnten.« So ist die Lage weiterhin und im Todesjahr des Fürsten vielleicht noch mehr als im Jahr 2018. Nun erst recht keine Zeit zu verlieren und Tacheles zu reden – das dürfte es sein, was dem Vermächtnis Karls von Schwarzenberg angemessen ist.

st Tilman Asmus Fischer



Donald Tusk bei seiner letzten Ansprache als Präsident des Europäischen Rates am 22.10.2019

Proeuropäischer Geist aus Danzig

Polens alter und neuer Ministerpräsident Donald Tusk weckt Erwartungen

Zum zweiten Mal in seiner politischen Laufbahn ist Donald Tusk am 13. Dezember als polnischer Ministerpräsident vereidigt worden. Diesem für die polnische wie europäische Politik – und mithin die deutsch-polnischen Beziehungen – bedeutsamen Ereignis waren unwürdige Versuche der seit 2015 regierenden Partei *PRAWO I SPRAWIEDLIWOŚĆ* [Recht und Gerechtigkeit] (PiS) und des aus ihren Reihen stammenden Staatspräsidenten Andrzej Duda vorausgegangen, die rechtspopulistische Partei an der Macht zu halten. Diese berief sich aufgrund des Ergebnisses der Parlamentswahl vom 15. Oktober als mit 35,4 Prozent stärkste Partei auf das Recht zur Regierungsbildung – obwohl die mit Tusks liberal-konservativer *PLATFORMA OBYWATELSKA* [Bürgerplattform] (PO) verbündeten Oppositionsparteien gemeinsam eine deutliche Mehrheit errungen hatten. Getragen wird die gemeinsam mit Tusk vereidigte Regierung neben der PO von den linksliberalen Parteien *NOWOCZESNA* [Die Moderne] und *INICJATYWA POLSKA* [Initiative Polen], den christdemokratischen Parteien *POLSKA 2050* und *POLSKIE STRONNICTWO LUDOWE* [Polnische Volkspartei] sowie den sozialdemokratischen Parteien *NOWA LEWICA* [Neue Linke] und *LEWICA RAZEM* [Linke Gemeinsam].

An die neue proeuropäische Koalition richten sich vielfältige Hoffnungen, nicht nur aus der Republik Polen, sondern auch aus der Europäischen Union. In dieser genoss Tusk einen derartigen Rückhalt, dass er den Posten des Präsidenten des Europäischen Rates, zu dem er 2014 gewählt worden war, bis zu seiner Rückkehr in die polnische Politik 2019 auch gegen die Widerstände der in Warschau regierenden PiS innehatte. Seine tiefe proeuropäische Überzeugung ist bei Polens altem und neuem Ministerpräsidenten durchaus auch biographisch begründet, stammt der 1957 in Danzig Geborene doch aus einer auf dem Gebiet der Freien Stadt ansässigen kaschubischen Familie und ist insofern geprägt vom Geist der weltoffenen und vielfältigen europäischen Metropole. Dass einer seiner Großväter, Józef Tusk, kurz vor Kriegsende als Angehöriger der Deutschen Volksliste zur Wehrmacht einberufen wurde, wird von polnischen Nationalisten bis heute

zur Verunglimpfung Tusks als eines »deutschen Agenten« instrumentalisiert – in Absehung von der Tatsache, dass beide Großväter zeitweise Häftlinge der Konzentrationslager Stutthof bzw. Neuengamme waren.

Es ist davon auszugehen, dass die Rufmordkampagnen der einstigen Machthaber und heutigen Opposition in Polen gegen ihren Erzfeind Tusk künftig an Intensität eher zunehmen werden, da ihnen der europapolitische Kurs hierzu genug Anlass geben wird. Bereits in der ersten Regierungserklärung bekannte sich Tusk zu den Grundwerten Europas: »Was wirklich eine Gemeinschaft formt, sind Rechtsstaatlichkeit, die Verfassung, die Regeln der Demokratie, sichere Grenzen und ein sicheres Staatsgebiet – das sind die Dinge, über die wir uns nicht streiten dürfen.« Polen sei, so Tusk, »umso stärker, umso souveräner, je stärker die Europäische Gemeinschaft ist«.

Mit Interesse abzuwarten wird sein, wie sich vor diesem Hintergrund der außenpolitische Kurs gegenüber Deutschland gestaltet. Dies gilt an erster Stelle für die seitens der PiS in den vergangenen Jahren betriebenen – juristisch höchst fragwürdigen – Entschädigungsforderungen gegenüber der Bundesrepublik. Tusk dürfte weder Interesse an einer Fortsetzung dieser symbolpolitischen Angriffe auf Berlin haben noch daran, dass man sich dort genötigt sehen sollte, in Entgegnung hierauf deutlich auf die deutschen Gebietsabtretungen an Polen und die seit jeher offenen Fragen privater Eigentumsansprüche einzugehen. Auch innenpolitisch besteht, will Tusk seinem Anspruch als proeuropäischer Politiker gerecht werden, dringender Handlungsbedarf, der die deutsch-polnischen Beziehungen tangiert. Dabei dürfte es – neben einer Abkehr vom lähmenden, durch die Nationalisten bei allen Fragen der Erinnerungspolitik in den Wissenschafts- und Kulturbetrieb hineingetragenen Kulturkampf – primär um die von den Rechtspopulisten vorgenommene Streichung von Geldern für den Deutschunterricht an staatlichen Schulen gehen, die einen massiven Angriff auf die kulturelle Identität und Existenz der deutschen Volksgruppe sowie ihre verbrieften Minderheitenrechte darstellt.

 Tilman Asmus Fischer



W. Burza
Graudenz 1920.

SECHS EMPFEHLUNGEN

FÜR MUSSESTUNDEN ZWISCHEN DEN JAHREN



Stefan Seidel (Hg.)
**Grenzgänge. Gespräche
 über das Gottsuchen**

München: Claudius, 2022
 296 S., Klappenbroschur, € 26
 ISBN 978-3-532-62880-5

»Nun sag', wie hast du's mit der Religion?« – Die berühmte Frage, die Goethes Gretchen an Faust richtet, hat der Theologe Stefan Seidel in dem

Sammelband *Grenzgänge* aktualisiert, in welchem er ihr mit verschiedenen öffentlichen Intellektuellen unserer Gegenwart nachgeht. Dies tut er vor dem Hintergrund einer doppelten Erschütterung: zum einen angesichts lauter werdender – von innerkirchlichen Skandalen und Skandalisierungen befeuerten – Diskurse um den angeblichen Bedeutungsverlust von Religion (eigentlich vielmehr der christlichen Großkirchen) in unserer Gesellschaft, zum anderen und noch viel mehr angesichts einer Weltlage, die zwischen Pandemie und militärischen Konflikten bzw. Kriegen dem Zeitgenossen in nicht dagewesener Weise als von Krisen gezeichnet erscheint.

Was bedeutet es – hier grüßt die klassische Theodizee-Frage –, angesichts dieser Gemengelage Gott zu suchen oder gar an ihn zu glauben? Dies erkundet Seidel in Interviews mit seinen – zuvor in biografischen Portraits vorgestellten – Gesprächspartnern, auf die ganz gewiss nicht Gretchens Charakterisierung des Fausts zutrifft: »Du bist ein herzlich guter Mann, allein ich glaub', du hältst nicht viel davon.« Denn »davon« – also dem Gottesglau-

ben – halten sie durchaus sehr viel. Doch geht es bei dem Glauben, dem Seidel mit seinen Dialogpartnern nachspürt, nicht in erster Linie – wie bei Gretchen – um das Fürwahrhalten dogmatischer Sätze oder das rechte Ehren der »heilig'en Sacramente«. Im Zentrum stehen vielmehr Möglichkeiten von Selbst- und Weltdeutungen, die an die Schätze der christlichen Tradition anknüpfen und diese in individuell plausibler Weise fruchtbar machen.

Das gilt nicht nur für die von Seidel versammelten Theologen wie Tara Hyun Kyung Chung, Christian Lehnert und Jürgen Moltmann. Indem das Buch nach der Präsenz des Religiösen in unterschiedlichen symbolischen Formen fragt, weitet sich vielmehr der Kreis der Gesprächspartner über die akademische Theologie hinaus. Zu Wort kommen Schriftstellerinnen und Schriftsteller wie Ingeborg Arlt, Marica Bodrožić oder Carl-Christian Elze sowie der Dirigent Herbert Blomstedt und der Jazz-Pianist Tord Gustavsen.

Unter den »Grenzgängern« sind mit der siebenbürgisch-sächsischen Schriftstellerin Iris Wolff (*Die Unschärfe der Welt*, 2020) und dem tschechischen Theologen Tomáš Halik (*Der Nachmittag des Christentums*, 2022) im Übrigen zwei markante Stimmen aus Ostmitteleuropa vertreten. Letzterer ermutigt dazu, »dem Schweigen Gottes nicht mit Resignation oder oberflächlichen Antworten [zu begegnen], sondern mit Glaube, Hoffnung und Liebe. Im Vollzug dieser Tugenden ist Gott präsent. Hier begegnet sich Göttliches und Menschliches. Hier trifft die Freiheit des Menschen mit der Gabe Gottes zusammen. Glaube, Hoffnung und Liebe – das ist die Präsenz Gottes in unserer Welt.« Es sind nicht zuletzt Einsichten und Perspektiven wie diese, die den Band ausgesprochen lesenswert machen. **st** *Tilman Asmus Fischer*



Michel Serres
**Was genau war früher besser?
 Ein optimistischer Wutanfall**

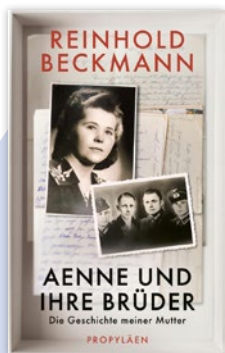
Berlin: Suhrkamp, 2019
 80 S., Broschur, € 12,-
 ISBN 978-3-518-07497-8

Michel Serres war ein französischer Philosoph, er war Professor an der Sorbonne in Paris und an der Universität Stanford in den USA. Sein Heimatland berief ihn in die Académie française und ernannte ihn zum Großoffizier der Ehrenlegion. Er war, wie man sagt, in Frankreich selbst eine Institution, vergleichbar mit Jürgen Habermas in Deutschland. Ebenso wie sein deutscher Kollege hat Serres sich intensiv mit dem Thema der Kommunikation beschäftigt, und ähnlich wie Habermas war er wegen der Komplexität seiner philosophischen Texte auch ein wenig berüchtigt.

Das kleine Buch, um das es hier geht, ist aber leicht zu lesen, es ist ein humorvoller Brief an die Nachgeborenen, von einem, der die »alten Zeiten«

noch miterlebt hat. Dass früher alles besser war, das hält Serres für ein Gerücht – er sei schließlich dabei gewesen. Und so führt er die Leser in das ländliche Südfrankreich seiner Jugend. Lebendig beschreibt Serres, wie notdürftig der damalige Alltag eingerichtet und wie beschränkt der Horizont war. Tödliche Infektionskrankheiten gehörten noch zur Normalität, alle Generationen hatten an Kriegen teilnehmen müssen. Gegen die Folgen der auszehrenden körperlichen Arbeit in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts erscheinen heutige Zivilisationskrankheiten als kleineres Übel. Im Gegenzug blickt Serres, »einer dieser Greise«, die »man dümmlich-verschämt Senioren nennt«, mit Sympathie auf die junge Generation, die er die »Däumlinge« nennt, weil sie so geschickt mit ihren Smartphones umzugehen wissen. Mit den modernen Kommunikationstechniken sei die Welt für sie zugleich größer, weiter, wie auch kleiner, zugänglicher geworden. Dank Arbeitssicherheit, Umweltschutz, Palliativmedizin und anderen Errungenschaften sei die Gegenwart durch einen Fortschritt der Menschlichkeit gekennzeichnet, und wer »die Verachtung des Intellekts zur Schau trägt, der möge es mit der Unwissenheit von früher versuchen«. Die Däumlinge hätten ein offenes Ohr für Unterschiede und sie wollen nicht mehr als Dinosaurier die Welt beherrschen, sondern, verwandelt zu Vögeln, in die Zukunft gleiten. Michel Serres ist 2019 gestorben, er hat die Coronakrise und die derzeitigen Kriege nicht mehr miterlebt. Sein optimistisches Vermächtnis bleibt dennoch lesenswert. **st** *Alexander Kleinschrodt*

◀ **Abbildung auf der vorhergehenden Seite: Graudenz im Winter – Aquarell von Wilhelm Burza, 1920. Aus den Beständen des Westpreußischen Landesmuseums (am oberen und unteren Bildrand sind KI-generierte Ergänzungen eingefügt)**



Reinhold Beckmann

Aenne und ihre Brüder. Die Geschichte meiner Mutter

Berlin: Propyläen, 2023

geb., 352 S., € 26,-

ISBN 978-3-8437-3015-0

Krieg ist furchtbar. Krieg ist immer furchtbar. Krieg ist auch furchtbar für die, die nicht aus ihrer Heimat vertrieben werden oder Hab und Gut aufgeben müssen, weil ihre Häuser zerbombt worden

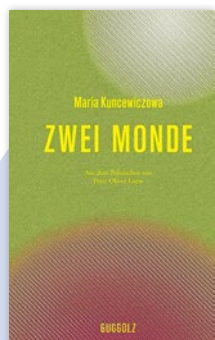
sind. Mit *Aenne und ihre Brüder* erinnert der Journalist Reinhold Beckmann an die Familie seiner Mutter, die erleben musste, dass im Zweiten Weltkrieg ihre vier Brüder eingezogen wurden und nicht zurückkehrten, und beschreibt, wie Menschen es schaffen, mit solch unfassbaren Verlusten umzugehen.

Im Sommer 1921 kommt in Wellingholzhausen in der Nähe von Melle im Osnabrücker Land als Tochter des Dorfschusters Mathias Haber und seiner Frau ein Mädchen zur Welt, das auf den Namen Anna Maria getauft und später »Aenne« genannt wird. Nur gut ein Jahr später verstirbt die Mutter, vier Jahre später verlieren Aenne und ihre drei älteren Brüder auch den Vater. Die Geschwister wachsen in wirtschaftlich schwierigen Jahren mit strengen Stiefeltern heran, zwei weitere Kinder werden geboren. Trotz der starken kirchlich-katholischen Prägung der heimatverbundenen Menschen am Rande des Teutoburger Waldes gelangen die Nationalsozialisten auch hier mehr und mehr zu Einfluss. Kurze Episoden aus dem dörflichen und schulischen Alltag, verknüpft mit Sachinformationen zur politischen Lage im Deutschland der 1920er und 1930er Jahre, belegen, wie geschickt die Nationalsozialisten gerade junge Menschen für sich einzunehmen wussten.

Während die Brüder handwerkliche Berufe erlernen, geht Aenne auf einem Bauernhof in Stellung, doch der geplanten Heirat mit dem Hoferben verweigert die Siebzehnjährige sich und wechselt als Küchenhilfe in ein Internat im nahegelegenen Osnabrück – eine ungewöhnlich selbstständige Haltung für eine junge Frau in dieser Zeit. Mit dem Überfall Hitlers auf Polen im September 1939 ändert sich auch in Wellingholzhausen alles: Die jungen Männer werden zur Wehrmacht eingezogen und wie 3,5 Millionen andere Soldaten an die Front geschickt, kriegsbedingte Rationierungen erschweren das Wirtschaften in den Handwerksbetrieben und in der Landwirtschaft.

Anhand zahlreicher, von Aenne wohlverwahrter Feldpostbriefe, die die Brüder Franz, Hans, Alfons und der junge Willi nach Hause schickten, zeichnet Reinhold Beckmann den Kriegsalltag zwischen nationalsozialistischer Propaganda, familiären Sorgen und Hoffnungen eindrucksvoll nach – eine schmerzlich-bedrückende Lektüre, deren Intensität sich verstärkt, als deutlich wird, dass keiner der Brüder das Inferno der letzten Phasen des Zweiten Weltkrieges überlebt. Unpräzise, sachlich-schlicht schildert Beckmann das Schicksal der vier Onkel, die er nie kennenlernen konnte, Schicksale, die beispielhaft stehen für unzählige weitere Opfer der barbarischen Vernichtungsfeldzüge Hitlers.

Aenne Beckmann, geborene Haber, fand Halt in ihrem tiefen Glauben und scheute sich nicht, über die Verluste und Traumata der Familie zu sprechen, was für ihre Generation als durchaus ungewöhnlich zu bezeichnen ist. Sohn Reinhold setzt, unterstützt durch den »Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge« sowie von Archivaren und Wissenschaftlern, mit seinem persönlichsten Buch den unausgesprochenen Auftrag seiner Mutter um und bewahrt damit die Erinnerung an »so viel ungeliebtes Leben« (RB). Den Leserinnen und Lesern schenkt er einen authentischen Einblick in das Grauen von Krieg und kriegsbedingten Verlusten – ein überzeitliches Zeugnis von Menschlichkeit, Trauer, aber auch Dankbarkeit. **st** *Annegret Schröder*



Maria Kuncewiczowa

Zwei Monde. Roman in Erzählungen

Originaltitel: »Dwa księżycy« (1933)

Aus dem Polnischen von Peter Oliver Loew

Nachwort von Anna Artwinska

249 Seiten, € 22,- [D] | € 22,60 [A]

Gebunden, fadengeheftet

und mit Lesebändchen

ISBN 978-3-945370-42-1

Fernab der ehemaligen Provinz Westpreußen liegt flussaufwärts am östlichen Ufer der Weichsel das an Naturschönheiten und Kulturschätzen reiche Städtchen Kazimierz Dolny, in den 30er Jahren des letzten Jahrhunderts ein Refugium für Sommerfrischler aus den nahegelegenen Städten Warschau und Lublin, zugleich ein Eldorado für Kunstschaffende wie beispielsweise die Schriftstellerin Maria Kuncewiczowa (1895–1989). Sie hatte sich – bis zu ihrer Flucht bei Kriegsausbruch 1939 – hier niedergelassen und bereits 1933 den vorliegenden Roman als eine Hommage an diesen geliebten Ort veröffentlicht. Seit ihrer Rückkehr aus dem Exil in den 1960er Jahren verbrachte sie stets die Sommermonate dort und fand daselbst auch ihre letzte Ruhestätte.

Von zwei Monden kündigt der Titel des Romans, und sie werden sogleich in der ersten der 20 in sich abgeschlossenen Erzählungen zu einem Sinnbild für das Leben in Kazimierz. Da erscheint all jenen, die ihr hartes Tagewerk mühsam vollbracht haben, von Osten her der Mond, »fast genauso rot wie die gerade erst im Wasser versunkene Sonne«, und mit unerfüllt gebliebenen Sehnsüchten und einem Seufzer zu Gott legen sie sich am frühen Abend nieder. Dann aber tauchen die Nachtschwärmer auf, die unbeschwerten Zugereisten, die,

tänzelnd und mit allen Sinnen spürend, die zauberhafte Nacht begrüßen, in der allein ihnen ein gleißend weißer Mond das silberne Zittern über dem Fluss schenkt – ein Glück, von dem »die anderen« nichts ahnen können.

Die musikalisch gebildete Maria Kuncewiczowa verarbeitet und variiert in ihren einfühlsamen, klaren Charakter- und Milieustudien wie in einer Komposition kontrastierende Themen, ohne sie gegeneinander auszuspielen: arm und reich; das katholische und das jüdische Leben in der Stadt; die bewegenden Begegnungen zwischen dem erleuchteten, »sehenden« Blinden und dem Künstler, der alles im Blick zu haben vermeint – oder beispielhaft in der Erzählung »Insel« das Zusammentreffen von ungezügelter Lebensfreude und bürgerlichen Normen. Alljährlich, wenn die Trockenheit der Sommermonate die Weichsel nicht mehr schiffbar sein lässt und Künstler herbeiströmen, um sich von dem nunmehr bizarr anmutenden Flussbett inspirieren zu lassen, bemächtigen sich Feriengäste in Scharen der weiter auftauchenden Insel in der Mitte des Flusses – in den Augen der Stadtbewohner ebenso ausgelassen wie schamlos und vor allem auf leichtsinnige Weise, da sie nichts wissen wollen von den allgegenwärtigen Gefahren dieses Stromes. Der patrouillierende Wachtmeister in Uniform versucht angesichts des lasziven Treibens Haltung zu bewahren, kann sich aber letztlich einer gewissen Faszination nicht entziehen.

Der Historiker Peter Oliver Loew, Direktor des Deutschen Polen-Instituts, zeichnet sich als Übersetzer dieses Romans von Maria Kuncewiczowa aus, deren Meisterschaft »an Klarheit und Eleganz des Stils und an Sorgfältigkeit im Aufbau« schon der polnische Nobelpreisträger für Literatur, Czesław Miłosz, als einzigartig gerühmt hat. Es ist dem Berliner Guggolz-Verlag – spezialisiert auf vergessene Autoren der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts aus Nord- und Osteuropa – zu verdanken, dass er dieses wunderbare Werk in sein aktuelles Programm aufgenommen und jedem an unserem Nachbarland sowie an anspruchsvoller Literatur Interessierten zugänglich gemacht hat. **st** *Ursula Enke*



Charlotte Runcie
**Wie Salz auf der Zunge:
 Frauen und das Meer**

Aus dem Englischen von Mechtild Barth
 München: Penguin Random House, 2021
 400 S. mit einer S/W-Abbildung,
 Paperback, Klappenbroschur, € 14,-
 ISBN: 978-3-442-71968-6

Man könnte denken, dass ein Buch, das das Meer thematisiert, am besten an einem Sonntag am Ostseestrand gelesen werden sollte, auf warmem Sand und bei Meeressäugern. Dies gilt aber nicht für diesen Titel; denn für die Autorin, eine gebürtige Schottin, die – wie sie selbst bekennt – noch nie den weichen, weißen Sand und das klare, warme Wasser der Tropen erlebte, hat das Meer gerade im Winter einen ganz besonderen Reiz. Dies bringt sie häufig zum Ausdruck, indem sie beispielsweise den Zauber der Insel Bass Rock beschreibt, die »im Winter schiefergrau und regennass glänzend in einen weißen Himmel ragt«, oder sich mit dem Gemälde »Catterline im Winter« von Joan Erdley befasst, einer »Künstlerin der Wildnis und der winterlichen Strände«.

Allerdings lautet das Sujet des Buches nicht »Winter und das Meer«, sondern »Frauen und das Meer«. Für die Autorin ist die Beziehung zwischen beiden offensichtlich; für sie besitzen Frauen eine weiterreichende Kenntnis über die Geheimnisse des Meeres als die Männer. So nimmt es nicht wunder, dass Lesern in ihrem Buch Seejungfrauen, Meernymphen- und -hexen wie auch Frauen begegnen, die im 19. Jahrhundert auf den Böden britischer Schiffe ihre Kinder

zur Welt brachten. Sogar die einzelnen Kapitel erhalten ihre Titel nach mythologischen Frauenfiguren, die mit dem Wasser oder Meer verbunden sind, wie Alkyone, die sich aus Trauer über den Tod ihres Mannes Keyx ins Meer stürzte und von den Göttern in einen Eisvogel verwandelt wurde, oder wie Kelaino, die als Geliebte des Meeressgottes Poseidon gilt.

Dieses Buch, das in allen denkbaren Facetten vom Wasser handelt, beruht auf vielerlei Kenntnissen, Informationen und auch persönlichen Lektüreerfahrungen, selbst mit Lieblingsgeschichten aus der Kindheit oder auch neu entdeckten Büchern. So vermittelt die schottische Schriftstellerin ihren Leserinnen und Lesern vielschichtige Einblicke in das Meer als Kulturraum. Sie geht auf die Bibel und die *Odyssee* ein gleichwie auf Shakespeares *Sturm* oder den Roman *Entführt* von Louis Stevenson. Dank ihrer Belesenheit erfahren wir nicht zuletzt von folkloristischen Traditionen wie der Wahl der Heringskönigin im schottischen Hafenstädtchen Eyemouth oder von der Neigung des wohlhabenden Adels, sich im England des 18. Jahrhunderts Muschelräume und Grotten errichten zu lassen. Darüber hinaus widmet sich Charlotte Runcie ebenso differenziert wie originell der bunten und üppigen Tier- und Pflanzenwelt – von Gattungen der Seevögel und Fische über Muscheln und andere Weichtiere bis zu den Seesternen, wobei man beispielsweise erfährt, dass der äußerst komplizierte Kiefernapparat der Seeigel »die Laterne des Aristoteles« genannt wird.

Nicht zuletzt bietet diese Publikation eine sehr persönliche Begegnung mit der Autorin selbst; denn sie spricht offen über ihr Leben, über prägende Erlebnisse wie auch ihre Emotionen. Dabei bleibt für sie das Meer aber ihr steter Bezugspunkt: Seine Geheimnisse sowie seine wilde Schönheit sucht sie mit der Plastizität und verzaubernden Poesie ihrer Sprache immer aufs Neue einzufangen und zu vermitteln.

st Joanna Szkolnicka



Agnes-Marie Grisebach
**Eine Frau Jahrgang 13 – Roman einer
 unfreiwilligen Emanzipation**

Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch, 1991
 312 S., € 15,-
 ISBN 978-3-596-10468-0

Dieser Roman einer »unfreiwilligen Emanzipation« nimmt uns mit in verschiedene Epochen: die Weimarer Republik, die Nazi-Zeit, den Zweiten Weltkrieg, die DDR.

Auf die Kindheit in einer großbürgerlichen Familie in Berlin folgt die Lehrzeit auf einem pommerschen Gut, die hart erkämpfte Schauspielausbildung in München und erste Engagements, schließlich die nicht ganz so geplante Heirat und die Geburt des ersten Kindes, dem dann noch drei folgen werden. Eigentlich interessiert sich die Autorin nicht für Politik und sieht ihre Aufgabe vielmehr in der Sorge um Mann und Kinder. Dennoch registriert sie den »Nazi-Spuk« und die wachsende Stimmung gegen Juden und Polen. Den Kriegsausbruch erlebt sie gefasst und hofft, »dass es nicht so schlimm wird wie im Weltkrieg«. Wie alle anderen erhebt sie die Hand zum Hitlergruß, denn sie will sich nicht von den Kindern weg verhaften lassen. Als sie im Radio die Berichte von der Vernichtung des Warschauer Gettos hört, notiert sie, dass nun (April 1943) niemand mehr behaupten konnte, er hätte »nichts gewusst.« Ebenso wenig, wie sie von der Zerstörung Lübecks erfahren, weiß man in Stralsund von den ununterbrochenen Bombardierungen bei ihnen in Rostock – schließlich hatte Reichsluftfahrtminister Hermann Göring verkündet, er wollte Meier heißen, wenn auch nur ein feindliches Flugzeug über Deutschland erschiene. Die Familie entschließt sich, in das Haus der Großmutter auf der Halbinsel Zingst zu übersiedeln – Kindheitserinnerungen werden wach an eine paradiesische

Natur im Sommer, doch wer dachte schon an die eisigen Winter in dem sturmtostenden Haus oben auf dem Berg.

Vom Kriegsende erfahren sie in diesem abgelegenen Winkel erst mit einiger Verspätung. Den russischen Soldaten begegnet sie, ebenso wie ihre Großmutter und die beiden alten Tanten, furchtlos und verbindlich. Umsichtig hat sie sich aus stabilen alten Militärdecken eine Art Hosenanzug geschneidert, der für ungeübte Hände kaum zu öffnen ist, was sie vor manch Schlimmem bewahrt. Umsicht und Erfindungsgeist sind auch gefragt, als es gilt, zeitweise zwölf Personen buchstäblich vor dem Verhungern zu bewahren. Das gelingt ihr unter großen Mühen und Strapazen. Dabei vermerkt sie jedoch auch, dass alle sich auf sie, die Tüchtigen, verlassen – Hilfe gibt es nur sehr wenig. Nach dem Abzug der russischen Besatzung folgt auch in diesem entlegenen Ort der real existierende Sozialismus mit all seinen Facetten und der neuen Gesellschaft.

Nach der Scheidung von ihrem Ehemann, der durch die Flucht in den Westen nur knapp einer Verhaftung entgehen konnte, gelingt es ihr, wieder in einem kleinen Teil ihrer Wohnung in Rostock unterzukommen, mit einigen der von ihr damals zurückgelassenen Möbeln. Sie findet Arbeit in der Verwaltung. Eines Tages bietet man ihr die Leitung eines Internats in Bad Doberan an, was jedoch mit dem Eintritt in die SED verbunden wäre. Ihr wird bewusst, dass der Preis für eine vermeintlich gesicherte Existenz bedeutet, nur noch ein Leben in Lüge führen zu müssen – schließlich könnte ihre jüngste Tochter unbeabsichtigt manches ausplaudern, was sie zu Hause gehört hat. Sie entschließt sich zur Flucht.

1951, mit 38 Jahren, kommt sie im Westen an: mit vier Kindern, zwei Koffern und fünf Rucksäcken – und muss wieder von vorn anfangen.

Diese Autobiographie empfiehlt sich auch heute noch als ein in mancherlei Hinsicht erhellendes Buch.

st Heidrun Ratza-Potrykusa

Das Märchen vom Danziger Goldwasser, vom Riesen Tullatsch – und von vielem anderen

Das Leben und Werk der »Danziger Märchenfrau«

Von Joanna Szkolnicka

*Wer eine Märchenreise, eine wirkliche Märchenreise, machen will,
der muss der unkorrekteste Mensch der Welt sein*

Elsa Faber von Bockelmann



Gerade die Vorweihnachtszeit weckt bei vielen Menschen das innere Kind, das sich nach etwas Magischem, Märchenhaftem und Fabelhaftem sehnt – auch wenn man im Alltag ein durchaus nüchterner Mensch ist und auf die inzwischen inflationär verbreitete Floskel, anderen ein »magisches« Weihnachtsfest zu wünschen, allergisch reagiert. Deshalb fügt sich ein Beitrag über Elsa Faber, die »Danziger Märchenfrau«, wohl gut in die Rubrik ZUM JAHRES-AUSKLANG ein. Wie aber sollte man solch eine Erzählung über das Leben einer Märchenfrau beginnen? Wohl eben so, wie viele Märchen beginnen.

Es war einmal ein Mädchen, das in einem Schlösschen wohnte – und zwar im Mormonen-Schlösschen –, einem idyllischen, von Bäumen umgebenen repräsentativen Gebäude, das mit einem Dachreiter verziert war: Dort befand sich in der Olivaer Rosengasse die Pension, in der Familie von Bockelmann ihre Sommerferien verbrachte. In der Nähe befand sich eine Malschule, und da es an Modellen fehlte, mussten Elsa und ihr Bruder posieren. Damit sie stillhielten, erzählte ihnen ihre Mutter immer wieder Märchen ...

So hatte das Mädchen schon viele Geschichten gehört, als sie im Ersten Weltkrieg ihren Dienst als Krankenschwester für die verwundeten Soldaten aufnahm. Und dort begann sie dann im Lazarett, neben ihren üblichen Tätigkeiten Märchen zu erzählen, was allerdings zunächst noch auf wenig Gegenliebe stieß: »Schwester Elsa, bei Ihnen piept es wohl, wird sind doch keine Kinder!« Letztlich aber wurde Elsa, damals noch Fräulein von Bockelmann, zu verschiedenen Stationen eines Krankenhauses als Märchenerzählerin geschickt.

Nach dem Krieg, in dem sich gerade junge Frauen stark emanzipiert hatten, wollte Elsa diesen »beruflichen« Werdegang fortsetzen, denn sie plante, beginnend mit der Danziger Niederung, in Ost- und Westpreußen von Dorf zu Dorf zu wandern und ihre Geschichten über Prinzen und Prinzessinnen, Zwerge, Riesen und Engelchen zu erzählen. Das Vorhaben stieß jedoch auf den entschiedenen Widerstand ihres Vaters Karl Albert von Bockelmann, eines respektablen Danziger Bürgers – Geographen, Botanikers, Professors der Technischen Hochschule Danzig und Vorsitzenden der Danziger Kolonialgesellschaft –, der nicht akzeptieren konnte, dass seine Tochter

mit einem Rucksack und einer Laute allein wie eine Vagabundin über holprige Dorfstraßen geht und in Schulgebäuden, Fischerhütten oder Mühlen übernachtet. Schließlich gelang es der eigenwilligen jungen Frau aber, die Erlaubnis zu bekommen – wohl auch dank der Fürsprache ihrer Mutter, die der mennonitischen Familie Loewans entstammte und von Anfang an die Bestrebungen ihrer Tochter unterstützte. Der Mutter widmete Elsa die um 1921 in Leipzig herausgegebenen *Märchen* und dem Vater die Sammlung *Zwölf Märchen für Kinder*, die 1928 erschien.

Die Anfänge waren allerdings tatsächlich schwer; häufig klopfte Elsa vergeblich an Schultüren. Im Laufe der Zeit wurde die junge Märchenerzählerin aber bekannter und fand eine größere Resonanz, zumal auch die Zeitungen begannen, von ihr und ihrer Tätigkeit zu berichten. Von nun an »verschloss sich keine Tür mehr«, wie sie nach Jahren in ihren Erinnerungen schrieb. Seitdem brauchte sich Elsa nie mehr um eine Schlafstelle zu kümmern, weil sich die verschiedenen Wohltätigkeitsorganisationen, von denen sie nun eingeladen wurde, darum kümmerten: es kam sogar vor, dass sie sich einmal für mehrere Tage im Marienburger Schloss aufhalten konnte. Ihr Vater sah ihre Tätigkeit allerdings nach wie vor mit erheblichen Vorbehalten. Seine Meinung dazu änderte sich erst, als seine Tochter eine Einladung nach Berlin erhielt und über ihren Märchenabend in einer Berliner Zeitung berichtet wurde.

Nunmehr hatte sie ein erstes, wichtiges Ziel ihrer bisherigen beruflichen Bemühungen erreicht – erst recht aber konnte sie nach diesen Erfolgen jetzt die Freiheit und Unabhängigkeit genießen, die sie bislang immer ersehnt hatte: »Es ist köstlich, einmal das Leben in die Hand zu nehmen und zu sagen: Ich gehöre mir jetzt allein an« – schrieb sie, auf diese Zeit zurückblickend, zehn Jahre vor ihrem Tod. Auf diesem Wege erlebte sie auch allerlei abenteuerliche oder skurrile Situationen. So geschah es beispielsweise einmal, dass ein Lehrer, der die Vorbereitung ihres Märchenabends übernommen hatte, dafür mit einem Anschlagzettel warb, auf dem er einen »Bunten Abend – nur für Erwachsene« ankündigte. Als die verduzte Märchenerzählerin ihn fragte, warum er nicht bloß »Märchen und Lieder zur Laute« geschrieben hätte, erwiderte er: »Fräulein, weil wir dann ein leeres Haus hätten – ich bin Fachmann«. Der Saal war tatsächlich brechend voll.

In Danzig kam es zu einer Begegnung mit der damals schon überregional bekannten Märchenerzählerin Lisa Tetzner, die in Dörfern und Kleinstädten ganz Mittel- und Süddeutschlands auftrat. Als sie im Haus der Familie von Bockelmann in der damaligen Langgasse 56 zu Gast war, konnte sie der um vier Jahre älteren Elsa von Bockelmann wichtige Anregungen geben; denn sie hatte sich auf den Beruf der Märchenerzählerin dadurch vorbereitet, dass sie in der Berliner Schauspielschule Max Reinhardts Kurse in Sprecherziehung und Stimmbildung besucht und an der Berliner Universität bei Emil Milan studiert hatte, einem Theaterschauspieler, Rezitator und Regisseur, der dort Vortragskunst unterrichtete und ihre Neigung zum Vortrag von Märchen auch persönlich förderte.

Trotz ihrer Erfolge gelangte Elsa allerdings zu der Überzeugung, dass »eigentlich das Märchenerzählen als Beruf zu schade ist«, und heiratete (vermutlich um die Jahre 1922 bis 1924) den aus dem Elsass stammenden Oberlehrer und späteren Direktor des Danziger St. Johannis-Gymnasiums Walther Faber, der seine Frau, was in dieser Zeit nicht selbstverständlich war, in ihren Ambitionen unterstützte. Mit dieser Heirat wurde sie zur Schwägerin des Abenteurers, Weltenbummlers, Journalisten und Reisebuchautors Kurt Faber (1883–1929), der 1902 als blinder Passager mit der transkontinentalen Eisenbahn bis nach San Francisco gelangt war oder auch wie ein Zwangsarbeiter auf einem Walfänger im Nordmeer gearbeitet hatte. Er reiste nach Südamerika, Indien und China und besuchte Goldschürfer sowie die Inuit.

Seine Abenteuerlust wurde Kurt Faber zum Verhängnis: 1929 erfror er an den Ufern eines Flusses in Alaska. Über die Beziehung von Elsa Faber zu ihrem Schwager ist nichts bekannt; in jedem Fall aber gab es viele Gemeinsamkeiten und Affinitäten. Auch sie war ein unabhängiger Geist und verfügte über eine unbändige Fantasie wie eine ausgeprägte literarische Begabung. Vielleicht waren dies auch gerade Eigenschaften, die ihren zukünftigen Ehemann anzogen: Walther Faber war seinem Bruder sehr verbunden. Nach dessen tragischem Tod gab er postum die nachgelassenen Schriften heraus, und im Vorwort zu einer dieser Publikationen äußerte er sich über die Stadt Mühlhausen, in der er und sein Bruder aufgewachsen waren und wo die »üppige Fantasie« des späteren Weltenbummlers »reichliche Nahrung« gefunden habe: »Ringsum geheimnisvolle Ecken, bemooste Höfe, verträumte Gärten mit seltsamen Blumen und Bäumen: ein Paradies für Kinder.« Klingt diese Schilderung nicht nahezu wie die Charakterisierung eines Märchenlandes?

Die erste Sammlung von Märchen, die auf Danziger Motiven basieren, erschien 1921 unter dem Titel *Danziger Goldwasser und andere Märchen*, die Elsa als unverheiratete Frau noch unter ihrem Mädchennamen veröffentlichte. Späterhin nutzte sie den Doppelnamen Faber von Bockelmann. Schon damals muss die Danziger Schriftstellerin über ein gewisses Renommee verfügt haben, denn der linksliberale Politiker und Senator für Kultus im Senat der Freien Stadt Hermann Strunk hatte sich bereiterklärt, die Gedichtsammlung mit einem Vorwort zu eröffnen.


Mit ihren Texten trat die Märchenerzählerin in die Fußstapfen von Danziger Autoren des 19. Jahrhunderts wie Karl F. Ottmann oder Eduard Ludwig Garbe. Zudem entsprach ihr Schaffen in ganz besonderem Maße den politischen Bedürfnissen der Epoche, die Peter Oliver Loew in seiner Monographie *Das literarische Danzig 1793 bis 1945: Bausteine für eine lokale Kulturgeschichte* (Frankfurt a. M. 2009, S. 173) folgenderweise umriss:

Bald nach dem ersten Weltkrieg sollte sich der Bestand an Danziger Sagen stark vergrößern. Hintergrund war der große Bedeutungsgewinn der Heimatkunst für die städtische Gesellschaft – in einer Zeit, als durch die Niederlage im Krieg, die territorialen Verluste und die Verunsicherung der Bevölkerung die Rückbesinnung auf die Bestandteile der Nation, auf die Heimat Sinnstiftung verheißt.

In dieser Atmosphäre wurde vom Senat der Freien Stadt Danzig im Jahr 1923 ein Wettbewerb ausgeschrieben, in dem die beste lokale Sage ermittelt werden sollte. Elsa Faber gewann den zweiten Preis (während der erste an die Elbingerin Gertrud Liczewski-Horning). In der von Elsa Faber eingereichten Erzählung paraphrasiert die Autorin ein Motiv aus den Erinnerungen von Johanna Schopenhauer: Der Spielmann Hannes geht in der Nacht wagemutig über die von wilden Hunden bewachte Speicherinsel und überlebt, indem er den Tieren auf seiner Geige vorspielt.

In der Sage über das »Danziger Goldwasser«, der die Sammlung von 1921 ihren Titel verdankt und die – so Loew – zu den besten ihrer Art zählt, wurde die Entdeckungsgeschichte des berühmten Gewürzlikörs erklärt. Er sollte ein heilsames Geschenk des Gottes Neptun für die Einwohner der Stadt sein, die von einer geheimnisvollen Krankheit befallen waren – nachdem sie zuvor allerdings den Meeresherrn beleidigt hatten. Aus Hoffart und Übermut hatten sie goldene Münzen in das Becken seines Brunnens geworfen, die er verärgert mit seinem Dreizack in winzige goldene Blättchen zerschlagen hatte. – In einer der anderen, später veröffentlichten Sagen wurde beispielsweise erklärt, warum der Turm der Marienkirche keine Spitze hat: Gerade als man sich an den Bau der Turmspitze machen wollte, tauchte in Danzig ein Riese namens Tullatsch auf, der den noch unvollendeten flachen Turm für einen Stuhl hielt und sich darauf niederließ. Da er aber ein gutmütiger Riese war, weigerte er sich nicht, das bequeme Sitzmöbel wieder zu verlassen und bescherte den Danzigern riesengroße Spielzeugfiguren aus Stein, die sich späterhin vorzüglich zur Giebelverzierung der Danziger Bürgerhäuser nutzen ließen. In einer anderen Sage wiederum – »Geisterspuk auf dem Langen Markt« – sind es gerade diese Skulpturen, die durch die Stadt eilen, um an einem gemeinsamen Fest im Artushof teilzunehmen.

Zu ihren anderen, nicht auf Danzig bezogenen Märchen ließ sich Elsa Faber von Bockelmann durch das Schaffen ihrer Lieblingsautoren wie der Gebrüder Grimm, Selma Lagerlöf, Oskar Wilde oder des Chirurgen und Märchendichters Richard von Volkmann inspirieren. Sie handeln von Prinzen und Prinzessinnen, die zuweilen so klein sind, dass sie nur als »ein halbes Menschenkind« gelten können, dabei trotzdem klug und lustig, wenn auch – wie wohl die Autorin selbst – »bloß ein bisschen sehr eigensinnig« sind; aber auch von Hexen, die niederträchtige Kinder im Wald töten, aber nicht einmal bis vier zählen können; von guten oder bösen Feen sowie magischen Gegenständen wie Glücks- und Pechpantoffeln. Manche Märchen, z. B. »Wie Gänseblümchen und Grashalm Hochzeit machten«, wurden schließlich in gereimten Versen geschrieben.

1945 musste Elsa Faber mit ihrer Familie – inzwischen war sie Mutter dreier Töchter – Danzig verlassen. Nach der Flucht wohnte sie zunächst in Helmstedt, danach in Göttingen. Nun veröffentlichte sie ihre Texte vornehmlich in Heimatzeitungen. So erschien die bereits erwähnte Sage »Geisterspuk auf dem Langen Markt« 1950 im ersten Jahrgang des *Westpreußen-Jahrbuchs*. – 1980 starb Elsa Faber von Bockelmann hochbetagt, in ihrem 91. Lebensjahr, in Göttingen. 



Simmelsweihnacht

Acht Tage vor St. Nikolaus war's—da sprach Petrus zu den Engeln: „Jetzt hört das Spielen auf, ihr müßt an die Weihnachtsarbeit denken. Ich sehe auf der Erde soviel Not, das geht nicht weiter. Dieses Mal müssen wir noch mehr helfen wie sonst—ihr müßt für die armen frierenden Kinder Strümpfe, Jacken, Höschen und Röcke stricken. Der Winter ist hart und lang.“ — Denkt nur nicht, daß alles so leicht und schnell ging—bewahret! Auch im Himmel muß alles herbeigeschafft und vorbereitet werden.—Der gute Mond machte sich auf, Frau Solle zu rufen—er mußte sich aber sehr spüren; denn sie wohnte weitab im allerhintersten Simmelswinkel—da, wo die Milchstraße zu Ende ist, nämlich so ganz gehört sie nicht in den Himmel. Aber spinnen und stricken konnte sie so schnell und so geschickt wie die beste Großmama. Inzwischen wurden die Simmelschäfchen, die so fix über die Simmelswiese laufen, von den Engeln eingefangen und geschoren, und als Frau Solle die lange holprige Milchstraße heraufgekommen war, wurde das verstaubte Spinnrad aus der Simmelsrumpfkammer hervorgeholt, das surrte Tag und Nacht, bis die feinste weichste Wolle fertig war. Dann durften die Engel mit den prächtigsten Regenbogenfarben die weiße Wolle grün, gelb, rot und blau färben. Das war ein Spaß, tagelang liefen sie mit bunten Fingern herum, und konnten gar nicht aufhören zu lachen.—Jetzt kam aber erst die Hauptsache: Das Stricken. Ja, aber wo nehmen wir die Stricknadeln her? Alle Engel laufen barfuß—da braucht man kein Strickzeug.—Petrus brummte und kratzte sich verlegen hinterm Ohr. Da war unter den Engeln einer, der hieß Knirpschen, weil er der allerkleinste war. Der wußte Rat. Paßt mal auf: Ihr wißt, daß Frau Sonne in der Weihnachtszeit früh schlafen geht. Kaum war es dunkel, so schlich sich Knirpschen in ihre Schlafkammer und bat so doll er nur konnte:

„Sonne, liebe Frau Sonne mein,
Schenkt uns doch von den Strahlen dein,
Für all die schönen Weihnachtsgaben
Müssen wir tausend Stricknadeln haben.“

„Ei, gewiß, gern,“ sagte die Sonne, „es wird Winter, da habe ich sowieso halbe Ferien“ und dabei brach sie von ihrer Krone, die neben ihr lag, einige von den schönsten Goldstrahlen ab. Knirpschen nahm sich kaum Zeit, schön Dank zu sagen—da war er schon wieder draußen.—Das gab ein Salloh, als er Sackpack die Strahlen anschleppte, die mehr als siebenmal länger waren als er selbst. Petrus nahm nun seine Schere und schnitt die Strahlen fein sauber zu Stricknadeln zurecht. Jetzt endlich konnte das Stricken beginnen, es war aber auch die höchste Zeit.

Mädels, könnt ihr alle stricken? Ich meine so einen richtigen Strumpf mit großer und kleiner Sacke und mit ab- und zunehmen? Ich glaube nein. Unsere Engel konnten es auch nicht. Frau Solle mußte sich nun in die Mitte setzen und denen helfen, die ungeschickt waren. Sie war böse und streng, ließen die Engel Maschen fallen, so kamen sie auf die Strafbank, und die war nicht aus Wolken gebaut, sondern aus gewöhnlichem harten Holz. Bat mal ein Engel: „Liebe Frau Solle, erzähl uns doch, wie's war, als du die Betten schütteltest, daß Schneeflocken zur Erde fielen“, dann sah sie streng hinter ihrer Hornbrille hervor und summt ihr Liedchen:

„Klipper, Klapper, Klipper, Klapper eins — zwei
— drei,

Maschen laufen Reih um Reih,
Klipper, Klapper, Klipper, Klapper vier — fünf
— sechs,

Sput dich wie 'ne Wetterher,
Klipper, Klapper, Klipper, Klapper sieben — acht
— neun,

Der Strumpf, der soll bald fertig sein!“

„So ein Schnickschnack“, schalt Petrus und schlug die Tür zu. War Petrus aber gemütlich, so erzählte er von den kleinen Kindern dort unten. Er hatte nämlich ein riesengroßes Fernrohr und wußte ganz genau, was passierte. Ei—wie lauschten die Engel!

Als alles fertig war, machte sich Frau Solle auf den Heimweg; auch Petrus war froh; denn eigentlich mochte er sie nicht recht leiden. „Ich will einmal zum Ruprecht hinuntersteigen,“ sagte er, „es ist Zeit, all das zerbrochene Spielzeug unten auf der Erde einzusammeln. Ihr Engel werdet es fein in Ordnung bringen, die Soldaten hübsch bunt bemalen, den Puppen neue Kleider nähen und die alten zerrissenen Bilderbücher zusammenkleben. Seid artig, und daß sich keiner untersteht, durch mein Fernrohr zu gucken. Habt ihr mich verstanden?“ Dann stieg er die Simmelstreppe hinab. Die Engel winkten ihm nach, solange sie ihn sahen. Dann aber liefen sie zurück, sprangen und sangen:

„Petrus ist nun fortgegangen, das ist fein — sehr
fein,
Saschen werden wir uns und fangen, denn wir
sind allein!“



Und sie trieben es so toll, daß sie es gar nicht merkten, wie eins von den artigen Sternkindern vom Stühlehen rutschte und hinunterpurzelte.

Das Fernrohr – ja – das Fernrohr! Da war Schwatzmädchen, ein kleiner Engel, der bei Frau Holle ein paarmal auf der Strafbank gegessen hatte, der sagte zu den anderen: „Bloß einmal, ein einzigmal ein bißchen durchgucken!“ –

Er kletterte auf den Lehnstuhl und: „Nein, ist das schön. Wißt ihr, was ich gerade sehe? Eine große Schule! ui! – da ist ja Fritz, der ungezogene Fritz, der schreibt vom Helmut ab – der Kurt knufft den Karl – mitten in der Stunde, ach – und da – ist das fein!!“ – „Ich will auch sehen!“ – „Ich auch!“ Alle wollten sehen. Das war ein Stoßen und Drängen. Da geschah etwas Schreckliches. Das Fernrohr kippte um und krach! – das Glas ging entzwei. – Was nun? – Das gab ein Jammern und Weinen ohn Ende: „Wenn wir nur erst unsere Strafe weg hätten.“ – Abend wurde es, bis Petrus das Tor bedächtig auf und wieder zuschloß. Er besah sich den Schaden und sagte aber nur: „S-o-o-o-o hm! Nun werden die Kinder nichts zu Weihnachten bekommen; denn ich

kann ja nicht sehen, wer artig und unartig ist! Und ihr allein seid schuld daran.“ Ach, das war die härteste Strafe, die's gab. „Petrus, lieber Petrus, kannst du es nicht ganz machen?“ Er aber gebot barsch: „Still – geht schlafen – das wird eine traurige Weihnacht geben.“ Wohl kein Engel hat in der Nacht geschlafen. Die kleinen Kissen waren ganz naß von Tränen.

Am nächsten Tage waren die Engel so artig wie noch nie, und so blieb es viele Tage – bis zum St. Nikolaustag – da schaute Petrus wieder durch sein Fernrohr und machte ein Gesicht, als ob nichts geschehen wäre. – Jetzt war alles wieder gut. „Petrus, lieber Petrus, wer hat's in Ordnung gebracht?“ Der aber verriet rein gar nichts. – Euch Kindern aber will ich erzählen wie es kam. Als das Fernrohr entzwei ging, weinten die Engel bitterlich, und als sie endlich eingeschlafen waren, da rief Petrus eins von den kleinen Sternkindern herbei, das mußte ihm leuchten, und dann ging er ganz sacht, sammelte all die Tränen in die blaue Himmelschale und brachte sie zum Herrgott, und als der liebe Gott die Tränen sah, da lächelte er gütig und ließ ein Wunder geschehen. Die Tränen verwandelten sich in klarstes Himmelsglas. So hatte Petrus nun ein neues Fernrohr.

Am gleichen Tag stampfte es die Himmelstreppe herauf tapp – tapp. Knecht Ruprecht war's. Er kam schwer beladen an. Auf dem Rücken trug er eine Kiepe voll zerbrochenen Spielzeugs. „Das ist noch lange nicht alles,“ brummte er, „ich bringe noch viel, vielmehr.“ Alle Engel machten sich voll Eifer daran, die Kiepe auszupacken, und Knirpschen sagte: „Diesmal werden wir es besonders fein machen.“ Und das taten sie auch, und neue herrliche Spielsachen kamen dazu, es war kein Fitzelchen Goldpapier übrig geblieben.

Endlich, endlich war auch der Weihnachtstag da. Vor der Himmelstür stand der Weihnachtsschlitten mit dem Christkind, das hatte ein goldenes Kleid an und trug den Weihnachtsstern an der Stirn. Knecht Ruprecht saß auf dem Bock und hielt die silberne Leine. Sechs Schimmel waren vorgespannt. Als die Engel den Schlitten bepackt hatten – er kippte beinahe um, so voll war er – zündeten sie die Lichter an den Weihnachtsbäumchen an, die an den vier Ecken des Schlittens standen, – dann blies Knecht Ruprecht ins Horn, und hui – fort ging es zur Erde. Die Engel aber gaben einander die Hand, flatterten hinterher und sangen.



Aus: Elsa Faber von Bockelmann, Zwölf Märchen für Kinder, Leipzig und Prag, [um 1930], S. 15–24.

MIT SYMPATHIE UND SACHKENNTNIS

Rolf Nickel war deutscher Botschafter in Warschau – und bietet nun Einblicke in unser Nachbarland

POLEN, DEUTSCHLANDS GRÖSSTER NACHBAR IM OSTEN, hat sich in den letzten dreißig Jahren tiefgreifend verändert. Wer heute Polen bereist, erlebt ein modernes, gut organisiertes, stabiles Land mit einer boomenden Wirtschaft. Politisch aber sind die Beziehungen zu Deutschland, um es diplomatisch auszudrücken, schwierig. Eines aber ist klar: Noch nie war der Bedarf an kundigem Wissen über das Land zwischen Oder und Bug so groß wie heute. Rolf Nickel, Deutschlands Botschafter an der Weichsel zwischen 2014 und 2020, hat mit *Feinde, Fremde, Freunde – Polen und die Deutschen* ein hochaktuelles, gut geschriebenes Buch vorgelegt, das mit Tiefgang aus der Geschichte kommend eine exzellente Lektüre für die vielen Menschen hierzulande bietet, die Polen und sein komplexes Verhältnis zu Deutschland verstehen wollen. Mit der Professionalität des Diplomaten, aber mit Sympathie für Polen und vor allem großer Sachkenntnis nimmt Rolf Nickel seine Leser mit. Aus eigener Erfahrung kann der Rezensent, der drei Jahre lang als Gesandter in Warschau und Stellvertreter des Autors gewirkt hat, jede Zeile des Buches nachvollziehen. Rolf Nickel war auch in seinem Handeln als Botschafter so engagiert wie man es aus seinen Darlegungen folgern kann.

Besonders interessant ist das Kapitel über »Polen und die deutsche Ostpolitik« – gerade aus der Feder von Rolf Nickel, der über viele Jahre hinweg in verschiedenen leitenden Funktionen im Bundeskanzleramt die deutsche Ostpolitik aktiv mitgestaltet hat und als Botschafter deren Perzeption in

Polen direkt erfahren hat. Klug sind seine Empfehlungen für die Zukunft. Klare Worte findet er für das Scheitern der deutschen Russland-, Ukraine- und Energiepolitik. In diesem vermag Nickel jedoch zugleich für die Zukunft eine Chance zu erkennen für einen ehrlichen deutsch-polnischen Dialog auf Augenhöhe. Besonders interessant ist auch seine Idee, das derzeit noch etwas inhaltsleer vor sich hindümpelnde »Weimarer Dreieck« aus Deutschland, Frankreich und Polen auf die Ukraine auszudehnen, zumindest in Fragen mit direktem Bezug zu diesem Land.

Nach den Wahlen zum Sejm am 15. Oktober und dem inzwischen vollzogenen Regierungswechsel wird sich die politische Situation in Polen stark verändern. Es gilt nun, dass wir gemeinsam die daraus entstehenden Chancen für einen Neustart in den deutsch-polnischen Beziehungen nutzen. Das wird nicht einfach werden. Wer verstehen will, warum das so ist, dem sei das Buch von Rolf Nickel stark ans Herz gelegt. Es hat nichts von seiner brennenden Aktualität verloren.

st Knut Abraham



Rolf Nickel

Feinde, Fremde, Freunde – Polen und die Deutschen

München: Langen Müller, 2023

288 S., € 24,-

ISBN 978-3-7844-3666-1

»REVOLUTIONEN«

Ansätze zu einem neuen Kopernikus-Bild

ANLÄSSLICH DES 550. GEBURTSTAGS VON NIKOLAUS KOPERNIKUS wurde 2023 in Polen ein Jahr von nationaler Bedeutung ausgerufen. Im Vorfeld, schon Ende 2022, publizierte Wojciech Orliński eine neue, vielbeachtete Kopernikus-Biografie: *Kopernik. Rewolucje* [Kopernikus. Revolutionen]. Der Titel lässt sich als Anspielung auf das wichtigste Werk von Kopernikus *De revolutionibus orbium coelestium* oder auch als Hinweis auf die Zeit des Umbruchs verstehen, in der er lebte: am Übergang vom Ende des Mittelalters zur Renaissance und in der konfliktreichen Phase von Reformation und Gegenreformation. – Da Nikolaus Kopernikus zu den wichtigsten Söhnen Westpreußens gehört, wird die Biografie in diesem Leserkreis gewiss auf großes Interesse stoßen.

Forscherinnen und Forscher, die sich mit dem Leben des Kopernikus befassen, stehen oft vor dem Problem, dass ihnen sehr wenige Quellen zur Verfügung stehen. Das ist umso erstaunlicher, weil Menschen mit solcher Position und Bildung wie Kopernikus nachfolgenden Generationen oft Tagebücher, Briefe oder Memoiren hinterließen. In seinem Falle ist dies jedoch anders, und vieles in seinem Leben bleibt deshalb ungewiss und basiert lediglich auf Vermutungen.

Wojciech Orliński hat hier als Journalist einen gewissen Vorteil: Er kann das Problem einer dünnen Quellenbasis umgehen, indem er Hypothesen aufstellt, die im Vergleich mit der zünftigen Historiographie mutiger und weitergehend sind. Das bedeutet aber nicht, dass dadurch das Buch unseriös wirkte. Die Biografie stützt sich vielmehr solide auf neueste Forschungsergebnisse, und erst, wenn Quellen fehlen, stellt Orliński seine Hypothesen auf und nennt dabei die Grundlagen für seine Theorien und Annahmen.

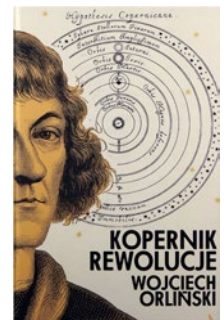
Auf diese Weise gelingt es Orliński, mit seinem Buch nicht »nur« eine Biografie von Kopernikus zu schreiben, sondern er entführt die Leser in dessen Welt. In der Schilderung von der Reise nach Krakau, wo Kopernikus

und sein Bruder studieren sollten, erfahren wir beispielsweise, welchen Weg die beiden nahmen, wie damalige Reisen verliefen und wie ein Universitätsstudium in dieser Zeit aussah. Später reisen wir mit Kopernikus nach Italien und verfolgen seinen weiteren Bildungsweg, um schließlich mit ihm nach Ermland zu kommen. Dort verfolgen wir seine dienstlichen und wissenschaftlichen Aktivitäten im Frauenburger Domkapitel. Orliński zeichnet dabei ein umfangreiches Bild der damaligen Zeit mit zahlreichen Hintergrundinformationen. Wir erhalten so nicht nur mannigfache Informationen über die politische oder administrative Tätigkeit des Kopernikus in Ermland, sondern auch über die damalige Politik des Königreichs Polen und den »Reiterkrieg« gegen den Deutschen Orden (1519–1521), Zusammenhänge, die das Leben und Wirken des Domherrn nachdrücklich beeinflussten.

Es könnte ein wenig überraschen, dass die astronomischen Forschungen, die Kopernikus in Frauenburg betrieb, eher zu seiner »Freizeitbeschäftigung« gehörten; Wojciech Orliński aber zeigt uns Kopernikus als Menschen mit vielen Facetten, der sein Wissen in etlichen Bereichen seines Lebens als Politiker, Mediziner, Theologe, Verwalter oder Astronom anwendete.

Diese Biografie ist flüssig und angenehm locker geschrieben und wartet mit erhellenden Vergleichen zur heutigen Zeit auf. Das macht die Lektüre insgesamt sehr angenehm. So bleibt nur zu wünschen, dass diese Monographie auch bald ins Deutsche übersetzt wird und dabei nichts von ihrem Charakter einbüßt.

st Beata Dorota Lakeberg



Wojciech Orliński

Kopernik. Rewolucje

Warszawa: Agora, 2022

434 S., ca. € 13,-

ISBN : 978-83-268-3780-7

Impressum

Herausgeber und Verlag: Westpreußische Gesellschaft – Landsmannschaft Westpreußen e. V.

Der stellvertr. Vorstandsvorsitzende
Ulrich Bonk (v. i. S. d. P.)

Mühlendamm 1, 48167 Münster-Wolbeck
Telefon 0 25 06 / 30 57-50, Fax 0 25 06 / 30 57-61

Sparkasse Münsterland Ost, Münster:

IBAN: DE59 4005 0150 0034 0248 51
BIC: WELADED1MST

**Redaktionssekretariat, Abonnement-Verwaltung
und Anzeigenannahme:** Esther Lüchtfeld
(sekretariat@der-westpreusse.de)

Redaktion:

Prof. Dr. Erik Fischer (e.fischer@der-westpreusse.de) /

Redaktionsleiter;

Dr. Joanna Szkolnicka (j.szkolnicka@der-westpreusse.eu) /

Ressort PANORAMA;

Tilman Asmus Fischer (t.fischer@der-westpreusse.de) /

Ressorts VORSPANN SOWIE POLITIK UND GESELLSCHAFT;

Ursula Enke (u.enke@der-westpreusse.de) /

Text- und Bildredaktion

Korrespondentinnen und Korrespondenten:

Peter Neumann (Troisdorf) für Danzig, Piotr Olecki (Toruń)
für Thorn und Kujawien-Pommern, Marek Dziedzic (Malbork)
für Marienburg, Bartosz Skop (Elbląg) für Elbing

Verlags- und Redaktionsadresse:

Der Westpreuße

Mühlendamm 1, 48167 Münster-Wolbeck
Telefon 0 25 06 / 30 57-50, Fax 0 25 06 / 30 57-61
sekretariat@der-westpreusse.de
www.der-westpreusse.de

E-Mail Adresse der Redaktion für Leserschriften:

leserpost@der-westpreusse.de

Layout, Bildbearbeitung und Druckvorlagenerstellung:

MEDIENGESTALTUNG KOHLHAAS, Bonn

Herstellung: WIRmachenDRUCK GmbH

Mühlbachstraße 7, 71522 Backnang

ISSN: 0043-4418

Auflage: 1.000 Exemplare

Der Westpreuße / Begegnungen mit einer europäischen

Kulturregion erscheint alle drei Monate (im März, Juni,
September und Dezember). Der Bezugspreis beträgt
halbjährlich oder jährlich € 18,- bzw. € 36,- sowie im
Ausland jährlich € 40,-. Für Privatpersonen in Polen gilt bei
Direktbezug ein Vorzugspreis von jährlich 60 Złoty.

Parallel dazu erscheint als Beilage *Der Westpreuße / Lands-
mannschaftliche Nachrichten*. Der Bezugspreis eines
entsprechenden Gesamtabonnements beträgt halbjährlich
oder jährlich € 36,- bzw. € 72,-, im Ausland jährlich € 80,-.
Für Privatpersonen in Polen gilt bei Direktbezug hier
ebenfalls ein Vorzugspreis, und zwar von jährlich 120,- Złoty.

Die MwSt. ist mit 7% enthalten. Bestellungen beim Verlag.
Der Bezug kann nur mit einer Frist von mindestens drei
Monaten zur Mitte oder zum Ende des Kalenderjahres
gekündigt werden. Bei Nichtbelieferung bestehen im Fall
höherer Gewalt keine Ansprüche gegen den Verlag. Mit
Namen oder Kürzeln gezeichnete Artikel geben nicht in jedem
Falle die Meinung des Verlages oder der Redaktion wieder.
Nachdruck nur mit Genehmigung des Verlages. – Zurzeit gilt
die Anzeigenpreisliste Nr. 2.

Autorinnen und Autoren

Knut Abraham MdB ist Mitglied der CDU/CSU-Bundestagsfraktion. Zuvor war
der Diplomat u. a. an der Deutschen Botschaft in Washington D. C. und zuletzt
als Gesandter an der deutschen Botschaft in Warschau – und dort als Vertreter
des deutschen Botschafters – tätig.

Prof. Dr. Manfred Kittel lehrt Neuere Geschichte an der Universität Regens-
burg. Von 2009 bis 2014 war er Gründungsdirektor der STIFTUNG FLUCHT, VERTREI-
BUNG, VERSÖHNUNG. Seither forscht er zu zeitgeschichtlichen Themen – gegen-
wärtig am Bundesarchiv in Berlin.

Dr. Alexander Kleinschrodt studierte Musikwissenschaft, Kunstgeschichte
und Germanistik; er arbeitet als freier Kulturwissenschaftler und Autor; zudem
übernimmt er regelmäßig Lehraufträge an der Universität Bonn. Von 2018 bis
2023 Vorstandsmitglied der Westpreußischen Gesellschaft, seitdem Mitglied
im Stiftungsrat der Kulturstiftung Westpreußen.

Dr. Beata Dorota Lakeberg studierte Geschichte an der Universität Thorn und
promovierte 2007 an der Oldenburger Carl-von-Ossietzky-Universität. Danach
arbeitete sie als Übersetzerin und Dolmetscherin für Polnisch (2008–2013), war
Mitarbeiterin bei Ancestry.com Deutschland (2013–2017) und danach bis 2020
Forschungskoodinatorin am Institut für Zeitgeschichte München-Berlin. Zur-
zeit ist sie an der Bayerischen Staatsbibliothek München als Fachreferentin im
Bibliotheksdienst tätig.

Heidrun Ratza-Potrýkus wurde in Lübeck geboren. Beide Eltern stammten
aus Westpreußen und waren bis zu ihrem Tode der Heimat verbunden. Bei
Verwandtschaftstreffen wurde viel von »damals« gesprochen, und so entstand
auch für die nicht mehr dort Geborene eine Vertrautheit mit dem Land und
seinen Menschen. Sie war von 2002 bis 2018 Bundesfrauenreferentin und ist
auch weiterhin Mitglied des Vorstandes der Westpreußischen Gesellschaft.

Dr. Jutta Reisinger-Weber M. A. – Studium der Kunstgeschichte, Osteuro-
päischen und Mittleren Geschichte sowie der Byzantinistik in Münster und
Trier: Nach dem Magistra-Examen in Osteuropäischer Geschichte (1989) – die
Promotion in Kunstgeschichte folgte 2004 – von 1990 bis 1998 Kustodin am
Westpreußischen Landesmuseum. Dort mit vielfältigen Themen, insbesondere
mit westpreußischen Goldschmiedearbeiten, befasst. Von 2016 bis 2019 Mit-
glied des Stiftungsrates der Kulturstiftung Westpreußen, seitdem Vorsitzende
des Stiftungsvorstands.

Prof. Dr. Bettina Schlüter studierte Musikwissenschaft und Germanistik in
Bochum und Freiburg; seit 2008 ist sie Professorin für Musikwissenschaft und
Medienwissenschaft an der Abteilung für Musikwissenschaft / Sound Studies
der Universität Bonn, seit 2013 Leiterin der Abteilung Digitale Gesellschaft am
Forum Internationale Wissenschaft der Universität Bonn.

Annegret Schröder studierte Germanistik, evangelische Theologie und Päd-
agogik, zudem Ausbildung zur Verlagskauffrau; tätig als Gymnasiallehrerin an
einer privaten Wirtschaftsschule. Seit 2016 ist sie Mitglied im Stiftungsrat der
Kulturstiftung Westpreußen.

Bartosz Skop M. A. studierte Geschichte an der Danziger Universität und der
Julius-Maximilians-Universität Würzburg; Autor von Orgelbeschreibungen des
ehemaligen Ost- und Westpreußen und Aufsätzen zur Kirchen- und Orgelbau-
geschichte dieser Region; nach dem Abschluss seines Master-Examens arbeitet
er gegenwärtig am Schloss-Museum in Marienburg.



FOTO: KRZYSZTOF RAKOWSKI VIA WIKIMEDIA.ORG CC BY-SA 3.0

Ein Ausflug zu dem im Süden von Danzig gelegenen, 19 Hektar großen und östlich vom Radaunekanal begrenzten Park von Ohra (Park Oruński) ist eine durchaus empfehlenswerte Unternehmung. Besucher, die des städtischen Lärms überdrüssig sind, können in dieser grünen Oase unter Lindenbäumen, zwischen stillen Teichen mit prächtigen Trauerweiden und einem plätschernden Bächlein umherschlendern und neben mehreren Naturdenkmälern auch ein jahrhundertealtes repräsentatives Herrenhaus entdecken, das heute eine Kindertagesstätte beherbergt. Im Laufe der Zeit hatten es namhafte Danziger Patrizierfamilien – beispielhaft seien nur die Namen der Bürgermeister Bartholomäus Schachmann und Johann Czirenberg genannt – den Ort zu ihrer Sommerresidenz erkoren und dort botanische Gärten anlegen lassen. Die Tochter des letzten Besitzers, des Unternehmers Friedrich Hoene, übergab das gesamte Anwesen im Jahre 1917 schließlich an die Gemeinde Ohra, die es – mit dem Gebot, den Park für Ruhebedürftige zu bewahren und keine Gaststätten zuzulassen – der Allgemeinheit zugänglich ma-

chen sollte, so dass zwischenzeitlich auch vom »Hoene-Park« gesprochen wurde.

Aus dem frühen 17. Jahrhundert, als der Bau des Herrenhauses erstmals erwähnt wurde, stammt auch das im Foto abgebildete, unscheinbare Gemäuer, an dem der Spaziergänger gleichwohl nicht achtlos vorbeigehen sollte. Tief ins Erdreich eingelassen und im Sommer durch ein dichtes Blätterdach vor Sonnenstrahlen geschützt, verbirgt sich hier der sogenannte Eiskeller. Aus dicken Ziegelmauern mit freigelassenen, der Isolation dienenden Zwischenschichten gebaut, entstand ein Raum, in dem nach einem ausgeklügelten Verfahren Eisblöcke bis zu zwei Jahre lang eingelagert werden konnten. Sie wurden günstigstenfalls aus den umliegenden Gewässern gebrochen oder mussten bei milden Wintern zum Beispiel aus Norwegen importiert werden. Für die Kühlung der Lebensmittel und Luxusgüter, die im nahegelegenen Gutshaus benötigt wurden, war nun aufs Beste gesorgt – angesichts der aktuellen Suche nach Möglichkeiten, Energie zu sparen, eine durchaus faszinierende Methode.

Ursula Enke